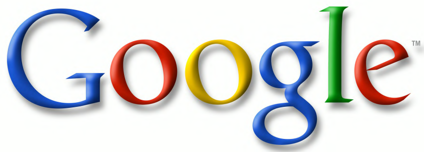

Google

IN MEMORIAM




EX LIBRIS HERMANN GEORG FIEDLER.
MEHR LICHT.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

Tennyson

3/6

IN MEMORIAM.

IN MEMORIAM.

„Zum Gedächtniss"

von

Alfred Tennyson.

Aus dem Englischen übersetzt

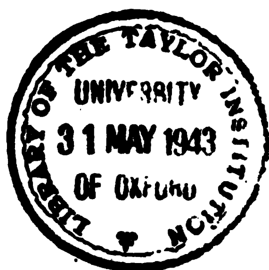
von

Agnes von Bohlen.

Berlin, 1874.

Gebrüder Borntraeger.

Ed. Eggers.



Berlin:
Druck der Franz Krüger'schen Buchdruckerei.

Vorwort der Uebersetzerin.

In Memoriam „Zum Gedächtniß“ hat der Dichter dem Andenken seines frühverstorbenen Jugendfreundes Hallam gewidmet.

Arthur Henry Hallam, geb. 1811 zu London, der Sohn des namhaften Historikers und Kritikers Hallam, verrieth schon als Kind eine ungewöhnliche Begabung. Im Alter von 14 Jahren dichtete er mehre „Tragödien“, wenn diese ersten jugendlichen Produkte so genannt werden können. Auf der Universität zu Cambridge wurde er durch seine glänzenden Geistesgaben, die gewinnende Milde und ernste Innigkeit seines Wesens der Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises, den die strebsamsten und hervorragendsten Studirenden bildeten. Unter diesen befand sich auch der um zwei Jahre ältere Alfred Tennyson, der bald der vertrauteste Freund des jungen, ihm geistesverwandten Hallam wurde. Auf einer Reise durch Deutschland, die Hallam im Jahre 1833

mit seinen Eltern machte, ereilte ihn in dem blühenden Alter von 22 Jahren in Wien plötzlich der Tod. Seine Leiche wurde nach England gebracht und in der Dorfkirche zu Clevedon (Somersetshire) begraben. (Darauf bezüglich die Nummern 9—19.) Später veröffentlichte der Vater den prosaischen und poetischen Nachlaß des früh Dahingeschiedenen: Remains in Verse and Prose of A. H. Hallam. London.

Daß eine so schöne und glänzend angelegte Natur in der Blüte der Jünglingsjahre dahingerafft wurde, mußte den Kreis der nähern und fernern Freunde tief erschüttern. Am tiefsten aber ward Alfred Tennyson durch den unerwarteten Schlag getroffen. Im Jahre 1849, 16 Jahre nach Hallam's Tode erschien In Memoriam. Kein andres Erzeugniß eines lebenden englischen Dichters darf sich einer so allgemeinen Verbreitung und liebevollen Aufnahme rühmen, als dieses seltsame, ebenso bewunderte, wie getadelte Buch: bewundert wegen der Tiefe des Gefühls, die sich darin kund gibt; getadelt wegen der mystischen Richtung, in welche sich der Dichter zuweilen verliert. Aber abgesehen von den hin und wieder auftauchenden mystischen Unklarheiten und von einer sich oft bis ins Ueberschwängliche steigernden Empfindungs- und Auffassungsweise, zu der ein so tiefes Versenken in den Schmerz leicht führen kann, bleibt doch so viel kräftig Schönes, Eigenthümliches und Erhebendes, daß der Leser reichliche Entschädigung findet für die wenigen Gesänge, welche jene gerügten Eigenschaften an sich tragen.

In einem Cyklus von Gedichten finden die verschiedensten Empfindungen und Stimmungen Ausdruck, welche ein bekümmertes Gemüth um den Verlust eines geliebten Todten durchlebt. Mit feinen, zarten Schattirungen sind alle Phasen dargestellt, durch welche die vereinsamte, leidende Seele hindurchgeht: von dumpfer Betäubung, Verzweiflung, hoffnungslosem Kummer bis zum ersten Schimmer der wieder erwachenden Hoffnung, des Vertrauens und der Ergebung in den göttlichen Willen, bis zum endlichen Siege der gesundenden und erstarkten Seele. Diese, in einem innern Zusammenhange stehenden Gedichte, werden durch andre unterbrochen, in welchen der Dichter Fragen zu lösen sucht über das Räthsel des Lebens, über

„Jenes qualvoll uralte Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —

Fragen wie: Woher kommt der Mensch? Wohin geht er? Wenn es ein zukünftiges Leben gibt, wird dieses ein bewußtes Leben sein? Warum mußte gerade ein so reich begabtes Wesen vernichtet werden, dessen Anlagen in ihrer vollsten Entfaltung nur der Welt zum Segen gereicht hätten? Fragen und Zweifel, die sich jedem denkenden Menschen aufdrängen, besonders aber das schmerzbefangene Gemüth quälen. Diese Lebensfragen sucht der Dichter zu lösen, nicht wie der Phi-

losoph oder der Theologe, sondern wie ein Dichter, indem er sich seinem intuitiven Genius und seiner ahnungsreichen Phantasie überläßt.

In Memoriam ist vorzugsweise ein Buch für die Traurigen und Trauernden, für jene „stille Gemeinde", die überall und zu allen Zeiten eine unsichtbare Kirche bildet. Diesen, den Schwergeprüften und dabei ernst Strebenden und Kämpfenden widmet die Uebersetzerin ihr Buch. Was ihr Muth gibt die Veröffentlichung der übersetzten Gedichte zu wagen, ist die Hoffnung und der Wunsch, daß manches von Gram umdüsterte Gemüth in diesen Gesängen Trost und Erquickung finden möge, einen Halt um sich aufzurichten und aus selbstsüchtigem Schmerze zu dem Entschlusse sich emporzuringen das von der Vorsehung auferlegte Leid zum Heil der noch Lebenden zu verwerthen.

O ew'ge Liebe, die wir Gottheit nennen!
Du, deren Angesicht wir nimmer sahn,
Der wir anbetend nur im Glauben nahn,
Und gläubig, wo wir Nichts beweisen können.

Dein ist die Bahn des Lichtes und der Nacht;
Du schufest Leben jeder Creatur;
Du schufest Tod und Deines Fußes Spur
Trägt schon der Schädel, welchen Du gemacht.

Du läßt den Menschen nicht in Grabesruh:
Warum er ward, er kann es nicht verstehn;
Er glaubt, nicht um nur sterbend zu vergehn,
Denn Du erschufest ihn: gerecht bist Du!

Du scheinst ein menschlich, scheinst ein göttlich Sein,
Die heiligste und höchste Menschlichkeit:
Wir wandeln hier beschränkt durch Raum und Zeit;
Wir haben Freiheit um sie Dir zu weihn.

Wir schaffen Satzungen der Erdenzeit;
Sie währen ihren Tag und enden hier:
Sie sind gebrochne Strahlen nur von Dir,
Und Du bist mehr als sie in Ewigkeit!

Wir glauben nur, wir wissen Nichts auf Erden,
Denn was wir sehen, Das nur wissen wir;
Und dennoch glauben wir, es kommt von Dir,
Ein Strahl in Nacht: o laß ihn heller werden!

O laß Erkenntniß wachsen mehr und mehr!
Doch mehr noch Andacht unser Herz durchdringen,
Daß Geist und Seele rein zusammenklingen
In vollern Harmonien wie bisher.

Wir sind nur arme Thoren und wir wagen
Zu spotten Dein, wo wir nicht fürchtend beben;
Doch hilf, o Herr, den Thörichten zu leben,
Hilf Deiner eiteln Welt Dein Licht zu tragen.

Vergib was meine Sünde schien in mir,
Was mein Verdienst erschien seitdem ich bin;
Denn Menschenwerth lebt kurz wie Menschensinn,
Und reichet nicht, o Herr, hinauf zu Dir.

Vergib den Gram um Einen, den auf Erden
So schön ich fand — dein Kind — du riefst ihn fort;
Ich traue nun er lebt in Dir und dort
Find' ich ihn würd'ger noch geliebt zu werden.

Vergib mir diese wilden, wüsten Klagen,
Die der verlornen Jugend Pfad verwirrten!
Vergib wo sie in Deiner Wahrheit irrten,
Und laß mich Deinen Willen weiser tragen!

1849.

IN MEMORIAM

A. H. H.

OBIIT MDCCCXXXIII.

I.

Mir galt es wahr, wovon mit hellem Klange
Ertönen reich und voll des Sängers Saiten:
Es kann der Mensch empor die Staffel schreiten
Aus todtem Selbst zu höherm Lebensgange.

Doch wer vermag den Jahren vorzugreifen,
Schon jetzt Verlust zu paaren mit Gewinn?
Wer streckt die Hand schon durch die Zukunft hin,
Nach späten Früchten, die aus Thränen reifen?

Lieb' halte Leid, auf daß nicht beide sinken;
Laß Nacht nicht ihren schwarzen Glanz vertauschen,
Denn süßer ist sich im Verlust berauschen
Und mit dem Tode Brüderschaft zu trinken,

Als daß der Spott der siegsbewußten Stunden
Verhöhnt die späte Frucht, der Liebe Pfand:
„Seht ihn, der Liebe und Verlust gekannt,
Doch Lieb' und Kummer sind dahingeschwunden!“

II.

Du alter Taxus, der die Leichensteine
Mit seinem düsterstarren Laube säumt,
Die Fasern strickt ums Haupt, das ausgeträumt,
Und seine Wurzeln schlingt um die Gebeine.

Ein jeder Lenz läßt neue Blüten tragen,
Und neues Leben keimt in der Natur;
Es schlägt in deinem Schatten fort die Uhr,
Wenn längst das Menschenherz hat ausgeschlagen.

Dich kümmert nicht der Lenz und nicht das Blühen,
Dich bleichet weder Sturm noch Regenschauer;
Dein tausendjährig starres Reich der Trauer
Versehret keiner Sommersonne Glühen.

Und wie ich, dich betrachtend, weile hier
Und wünsche Dir an Festigkeit zu gleichen,
Fühl' ich das Blut aus meinen Adern weichen
Und wähne, daß ich werde eins mit Dir.

III.

O Gram, o grausamer Gefährte du!
O strenger Priester in des Todes Reich,
Was flüstern bitter nur und süß zugleich
Mir deine trügerischen Lippen zu?

Sie flüstern: „blindlings geht der Sterne Lauf;
Der Himmel ist mit einem Flor umsponnen;
Von wüsten Stätten und erloschnen Sonnen
Tönt gellend nur ein Klageschrei herauf:

„Dort stehet das Phantom, Natur genannt!
Mit seinen Harmonien im weiten All
Nichts als mein eigner hohler Wiederhall, —
Ein leerer Schatten nur mit leerer Hand."

Soll ich vertrauen solcher blinden Macht,
Als mein natürlich Erbtheil zu ihr beten?
Soll ich als sünd'ges Erbe sie zertreten,
Die auf der Schwelle meiner Seele wacht?

IV.

Im Schlaf weicht meine Kraft von hinnen;
Den Willen lähmt die Nacht, die starke;
Ich treib' in steuerloser Barke
Und muß mit meinem Herzen sinnen:

O Herz, wie hat sich's zugetragen,
Daß jetzt die Kraft des Wollens ruht,
Daß Dir zum Fragen fehlt der Muth,
„Was macht mich nur so langsam schlagen?"

Das ist's, was dir genommen ward,
Ein Glück aus früher Jugend her.
Brich, tiefer Kelch von Thränen schwer,
Die durch den Gram zu Eis erstarrt!

So ziehet Nachts der Sorgen Heer
Die willenlose Seele nieder;
Am Morgen spricht der Wille wieder:
„Sei des Verlustes Spiel nicht mehr!"

V.

Oft will ich's fast für Sünde halten
Den Schmerz in Worten zu ergießen;
Denn Worte doch nur halb erschließen
Und bergen halb der Seele Walten.

Doch für das ruhelose Herz
Liegt in dem Lied des Balsams Quelle;
Gleichförmig tönt des Rhythmus Welle,
Betäubt wie Schlummertrunk den Schmerz.

In Worte hülle ich mich ein,
Daß sie wie schützendes Gewand,
Wenn Sommerswärme längst entschwand,
Mir gegen Kälte Schutz verleihn.

Doch von dem Weh so tief und schwer,
Das ihre Falten bergend fassen,
Sind sie der Umriß nur, in blassen
Verwischten Zügen, und nichts mehr.

VI.

Der Eine schreibt, daß „ja noch Freunde leben",
Daß der Verlust gemeinsam Loos auf Erden" —
Und immer leerer leere Reden werden
Und Spreu wird wohlgemeint statt Korn gegeben.

Daß der Verlust gemein, das lindert nicht
Des meinen Bitterkeit, erhöht mein Weh:
Zu allgemein! Kein Morgen schwindet je
Zum Abend hin, daß nicht ein Herze bricht.

O Vater, du gedenkst vertrauensvoll
Des tapfern Sohnes Wohl zu dieser Stunde;
Ein Schuß, eh' noch das Glas von deinem Munde,
Zerstört das Leben, das aus deinem quoll.

O Mutter, du flehst Gottes Schutz herab
Auf den Matrosen, den jetzt Wogen tragen —
Jetzt senkt man ihn in's Segeltuch geschlagen
In's weite, ruhelose Flutengrab.

Ihr wißt nicht mehr als ich, da ich noch strebte
Ihn zu erfreun in jener letzten Stunde,
Noch sinnend hoffte ihm zu geben Kunde
Von Allem, was ich dachte und erlebte.

Ich harrte stets auf unser Wiedersehn
Und meine Wünsche eilten ihm entgegen;
Ich folgte ihm im Geist auf allen Wegen
Und fand mich immer ihm zur Seite stehn.

O Mädchen, ahnungslos und unbefangen!
Jetzt eilest du dein goldnes Haar zu binden,
Und bist erfreut Dich gar so schön zu finden,
Arm Kind! Du harrst des Liebsten voll Verlangen!

Denn jetzt erglänzt das Haus im Festgewand
Für einen Gast, den theuersten von Allen;
Sie denkt „dies wird am besten ihm gefallen,“
Und schmückt das Haar mit Rose oder Band.

Denn er wird sie heut' Abend sehn und loben,
Und wie sie's denket ihre Wange glüht;
Noch einmal kehrt zum Spiegel sie und zieht
Zurecht die kleine Locke, die verschoben.

Als sie sich wandte — da vollzog der Wille
Des Schicksals sich: er, dem ihr Herz gehörte,
Ertrank in tiefer Flut — vielleicht zerstörte
Ein Fall vom Roß des Lebens reiche Fülle.

O welches Loos wird nun das ihre werden?
Und was bleibt mir von dem erlebten Glück?
Vereinsamt Mädchenleben ihr Geschick,
Für mich kein zweites Freundesherz auf Erden!

VII.

Du dunkles Haus! ich kann's nicht lassen,
Hier steh' ich wie in frühern Tagen;
Hier hat mein Herz oft rasch geschlagen
Voll Hoffnung seine Hand zu fassen,

Die ich nicht mehr umfassen kann —
Schau her, denn schlafen kann ich nicht,
Und gleich dem Diebe schleich' ich dicht
Zur Thür im Morgengrau'n heran.

Er ist nicht hier; von ferne wieder
Wird das Getös des Lebens laut,
Und todesbleich durch Regen schaut
Der fahle Tag auf mich hernieder.

VIII.

Ein Liebender verlangend eilt
Zu ihr, die ihn von Herzen liebt;
Als man am Thor ihm Antwort gibt,
Daß jetzt sie in der Ferne weilt.

Da wird er trüb', der Zauber schwindet
Mit einem Mal von Haus und Hain;
Nacht hüllt die ganze Stätte ein,
Und jeden Raum er öde findet:

So find' ich jeden lieben Ort,
Wohin wir Beid' den Schritt gelenkt;
Auf Fluren, Straß' und Zimmer senkt
Sich Dunkelheit, denn Du bist fort.

Doch wie auf den verlassnen Wegen
Der Andre noch ein Blümchen sieht,
Einst unter ihrer Pfleg' erblüht,
Entblättert jetzt von Wind und Regen;

So scheint es mir in meiner Noth
O mein verlass'nes Herz mit Dir;
Der Dichtkunst arme Blume hier,
Ob ungewartet, ist nicht todt.

Und da Du einst sie gern gesehen,
  Pflanz' ich auf deine Gruft sie ein,
  Um hier, wenn's möglich zu gedeih'n,
Wenn nicht, hier sterbend zu verwehen.

IX.

O schönes Schiff, das von Italiens Strand
Durchfurchest jetzt die weite Meeresstille
Mit des verlornen Freundes theurer Hülle,
O breit' die Schwingen hin zum Vaterland!

Zu uns, die wir vergebens klagen;
Und mögen günst'ge Winde schwellen
Die Segel Dir und güt'ge Wellen
Den heil'gen Schrein herüber tragen!

O gleite ungestört in stiller Nacht,
Bis über Dir, im thau'gen Dämmerschein,
Der helle Morgenstern, so klar und rein
Wie einstmals unsre Liebe, funkelnd wacht!

Strahlt ihr Gestirne mild und klar!
Ruh' gütiger Himmel ob der Flut!
Ruht gütige Winde, wie er ruht,
Der meiner Liebe Bruder war.

Mein Freund, den ich auf Erden hier
Nicht wiederschau' in Lust und Schmerz;
Mir theuer wie ein Mutterherz,
Mehr als die eignen Brüder mir!

X.

Ich höre, wie am Kiel sich bricht die Welle;
Ich hör' die Glocke läuten in der Nacht;
Ich seh' den Steuermann auf seiner Wacht;
Ich seh' das Fenster der Cajüte helle.

Du bringst den Schiffer heim aus Sturmesbeben;
Und Reisende aus fernen Sonnenwenden;
Und Briefe bringst du zitternd bangen Händen;
Und deine dunkle Fracht — erloschnes Leben.

So bring' ihn denn — wir sind noch wahnbefangen.
Es schmeichelt dieser Ruhe äußrer Schein,
Den heimisch großgezognen Träumerein,
Woran wir Thoren der Gewohnheit hangen.

Denn süßer will die Ruhestatt uns dünken,
Wo sich mit Grün der Rasen überzieht,
Und wo die Dorfgemeinde niederkniet
Um aus dem gottgeweihten Kelch zu trinken;

Denn daß dich wilde Wogen brausend rollen,
Und schleudern klaftertief in salz'ge Fluten,
Und Hände, die so oft in meinen ruhten,
Mit Tang und Muscheln ruhlos treiben sollen.

XI.

Still ruht der Morgen, still die Welt,
Als könnten sie mein Leid erfassen;
Nur durch das Laub, schon im Verblassen
Leisraschelnd die Kastanie fällt.

Still ruht der Frieden auf der Haide
Und auf des feuchten Ginsters Thau,
Auf Sommerfäden silbergrau,
Ein zitternd goldiges Geschmeide.

Still ruht das Licht auf weitem Plan,
Der sich im Herbstgewande streckt,
Mit Meilern, Thürmen überdeckt,
Bis hin zum weiten Ocean.

Still ruht die Luft, die Blätterfülle
Schon roth zum Fall in kurzer Frist;
Und in mir — wenn da Stille ist —
Wenn Stille! — der Verzweiflung Stille.

Still ruht das Meer und silbern schwebt
Darüber stille Schlafesluft,
Und still ist jene edle Brust
Die sich nur mit der Welle hebt.

XII.

Wie eine Taube sich erhebt
Die Trauerpost zu überbringen,
Befestigt unter ihren Schwingen,
Da wo ihr heißer Pulsschlag bebt:

So schwingt sich rastlos auf mein Sinn,
Es sinkt zurück die Körperhülle,
Die Last der Nerven und der Wille,
Und über Klippen eil' ich hin,

Wo sich des Meeres Gürtel spannt
Und südlich klar der Himmel blaut,
Bis ich von fern das Schiff erschaut,
Und weile klagend an dem Strand:

„Und kommst du so zurück, mein Freund!
Und ist von meinem ganzen Lieben
Nur dies allein für mich geblieben?
Und war das Ende so gemeint?"

Und wenn ich klagend so gesäumt,
Ich heimwärts meine Schwingen kehre,
Heim wo der Körper weilt — und höre,
Daß eine Stunde ich verträumt.

XIII.

Des Gatten Thränen sind auch meine Thränen,
Wenn ihm ein Traum die Jüngstverlorne kündet —
Er streckt die Arme hoffend aus und findet
Die Stätte leer und unerfüllt sein Sehnen.

Verlust bewein' ich, der nicht altern will,
Die Leere, wo sich Herz zum Herzen fand,
Die Sehnsucht nach dem Druck der warmen Hand
Und eine Stille, bis ich selber still.

Den Freund bewein' ich, den ich mir erwählt;
O schrecklich, wenn ein Leben hingegangen!
Der Mensch, an dem mein ganzes Herz gehangen,
Ein Geist vom Hauch des Lebens nicht beseelt.

Komm Zeit und lehre mich manch künft'ges Jahr,
Daß hier kein böses Traumgebilde waltet,
Denn Alles scheint so seltsam nun gestaltet,
Zum Weinen find' ich Muße immerdar,

Und zu entfalten meines Geistes Schwingen,
Um zu erspäh'n die Segel auf der Flut,
Als ob sie brächten fremdes Kaufmannsgut
Und nicht die Bürde, die sie heimwärts bringen.

XIV.

Wenn Einer brächte mir die Kunde,
Daß heut' das Schiff gelandet sei,
Und ich stieg nieder an den Quai,
Säh' ankern es auf sicherm Grunde;

Und würde gramumhüllet stehn
Und auf die Schaar der Fremden blicken,
Die den Bekannten freundlich nicken,
Und leichten Schritt's vom Schiffe gehn;

Und wenn er dann mit ihnen ginge,
Der meiner Seele Abgott war,
Und reichte seine Hand mir dar,
Und fragte altvertraute Dinge;

Und ich von meinem Gram erzählte,
Wie alle Freude von mir wich,
Und er voll Sorge über mich
Verwundert sänne, was mir fehlte;

Und ich könnt' keine Spur ergründen,
Daß Todeshauch berührt die Glieder,
Und fänd ihn ganz wie früher wieder,
Ich würde es nicht seltsam finden.

XV.

Zur Nacht erhebet sich ein Sturmeswehen,
Da wo der Tag hinabsinkt in das Meer;
Es kreist das letzte rothe Blatt umher
Und an dem Himmel jagen wild die Krähen.

Der Wald erkrachte und es schwoll das Meer,
Und auf der Wiese kauerte die Herde;
Wild streifet noch der Sonnenstrahl die Erde,
Und zuckt auf Thurm und Bäumen hin und her.

Und gäb' ich nicht der Hoffnung Raum,
Daß sanft dein Kiel die Flut durchgleitet,
Die klar wie flüss'ges Glas sich breitet,
Ich trüg' den wilden Aufruhr kaum;

Und dennoch hält mich Furcht gefangen,
Daß sich die Hoffnung nicht bewährt,
Und wilde Unruh, schmerzgenährt,
Will sich an jene Wolke hangen,

Die hoch und höher steigt nach oben,
Und aufwärts zieht, was unten stürmt,
Sich hoch am trüben Westen thürmt:
Ein mächtig Bollwerk lichtumwoben.

XVI.

O welche Worte sind's, die mir entfielen?
Beherrscht das Herz ein launenhafter Wille,
Bald wilde Unruh, bald Verzweiflungsstille?
Kann Kummer wankelmüthig mit uns spielen?

Wird scheinbar nur berührt das tiefe Weh
In Sturm und Stille von des Wechsels Hand,
Und kennt es doch so wenig Unbestand
Im tiefsten Innern, wie ein stiller See,

Auf dem der Schatten einer Lerche zittert,
Die hoch sich wiegt im dunkeln Wolkenschoß? —
Hat auch vielleicht der allzujähe Stoß
Mich einer schwachen Barke gleich erschütttert,

Die in der Nacht ans Felsenriff getrieben,
Noch machtlos schwankt, eh' sie zusammenbricht —
Hat mir der Stoß geraubt des Geistes Licht,
Daß kein Bewußtsein meiner selbst geblieben,

Und mich gemacht zu einem Fieberkranken,
Dem Alt und Neues wirr zusammenklingt,
Der Wahn und Wahrheit durcheinanderschlingt,
Vermischend Alles ohne Plan und Schranken.

XVII.

Du nahst, ersehntes Schiff! ein günst'ger Wind
Trieb deine Segel heim und mein Gebet
Hat wie der Luft Geflüster dich umweht,
Um dich zu tragen über's Meer gelind.

Denn nahe bin ich dir im Geist geblieben,
Und sah dich über Meeresflächen ziehn
So manche Woche schon; die Tage fliehn,
Komm schnell! du bringst mir ja mein ganzes Lieben.

Von nun an ziehet, wo du auch magst gleiten
Bei Tage und bei Nacht auf deiner Bahn
Mein Segen, wie ein helles Licht voran,
Gleich einer Leuchte, um dich heim zu leiten.

So ziehe, ob auch Stürme dich umgrauen,
O heil'ge Barke in geweihter Hut!
Und mögen in des Sommers dunkler Glut
Aus Sternenschoß dir Balsamtropfen thauen!

Denn solchen Liebesdienst hast du gespendet,
So theure Reste brachtest du zurück,
Sein sterblich Theil — ihn selbst erschaut mein Blick,
Erst dann, wenn mein verwaister Lauf geendet.

XVIII.

'S ist gut! Ist es auch wenig nur
Im Vaterland die Gruft zu sehen,
Aus seiner Asche wird erstehen
Das Veilchen seiner Heimatflur.

'S ist wenig nur! doch scheint's fürwahr
Ein Trost den stillen Leib zu legen,
Wo Freundesnamen ihn umhegen
Und seiner Jugend Stätte war.

Kommt! tragt das Haupt, das schläft zur Ruh,
Vielleicht nur Schafesmaske trägt;
Kommt denn! und höret stillbewegt
Dem Gottesdienst der Todten zu.

Und doch, und doch — könnt's möglich sein,
Ich würd' auf's treue Herz ihm sinken
Und seine Lippen sollten trinken
Mein halberstarrtes Leben ein:

Das stirbt nicht, duldet grambeschwert
Und bildet langsam festern Muth,
Bewahrt des Blick's erloschne Gluth,
Das Wort zum letzten Mal gehört.

XIX.

Die Donau gab dem Severnfluß
Das stille Herz, das Ruhe fand;
Sie senkten's nah dem schönen Strand,
Den flüsternd streift der Welle Gruß.

Zweimal des Tags die Severn steigt,
Es strömt das salz'ge Meer vorbei
Und dämpfet den geschwätz'gen Wye,
Daß Alles in den Hügeln schweigt.

Gedämpft auch meine tieffsten Schmerzen,
Wenn thränenvoll, nicht Thränen fallen,
Und Schmerzen überschäumend wallen,
Ertränkend mir das Lied im Herzen.

Die Flut verrinnt, die Wellen künden
Sich rauschend an im grünen Thal;
Auch mir zerfließt die tiefre Qual,
Und ich kann wieder Worte finden.

XX.

Die leichtern Schmerzen, die das Wort noch faßt,
Die noch an tausend süßen Wünschen reich,
Sind nur den Dienern eines Hauses gleich,
Wo jüngst der Herr im Todeskampf erblaßt.

Sie können laut, was sie empfinden, klagen,
Und weinen sich von ganzem Herzen aus:
„Wir finden nimmermehr ein gleiches Haus
Und gleichen Dienst", sie tiefbekümmert sagen.

Den Dienern gleichen meine leichtern Schmerzen;
Vom Worte können Lind'rung sie gewinnen;
Doch gibt's ein andres, tiefres Weh da innen
Und Thränen schon erstarrend in dem Herzen.

Denn an dem Herde weilen stumm und bleich
Des Hauses Kinder in des Todes Sphäre,
Sie blicken starr und theilnahmslos ins Leere,
Kaum athmen sie und gleiten schattengleich.

Doch unbefang'ne Rede tönt nicht mehr,
Denn Lebensmuth und Lebensfreude schwinden
Den leeren Platz zu seh'n und zu empfinden:
„So gut, so liebend! und er ist nicht mehr!"

XXI.

Ihm sing' ich unter diesem Rasen,
Und da das Riedgras mich umblüht,
Pflück' ich von seinem Gras das Ried
Zur Flöte, um darauf zu blasen.

Der Wand'rer hört das Lied der Schmerzen,
Um oft mit barschem Ton zu sprechen:
„Der könnte schwache Seelen schwächen,
Zerschmelzen weiche Menschenherzen."

Ein Andrer spricht: „Laßt ihn doch singen!
Er liebt's den Schmerz zur Schau zu tragen,
Um sich durch seine lauten Klagen
Das Lob der Treue zu erringen."

Ein Dritter zürnt: „Ist dies die Zeit
Um fruchtlos eignen Schmerz zu singen,
Wenn mehr und mehr die Völker ringen
Nach Bürger-Unabhängigkeit?

Die Zeit zu siechen und zu kranken,
Wenn Wissenschaft die Arme streckt
Von Welt zu Welt, wenn sie entdeckt
Der Sterne innerste Gedanken?"

Doch seht! ihr sprecht ein müßig Wort:
Ihr kennt ihn nicht, den heil'gen Tod:
Ich folge innerem Gebot
Und singe wie die Vögel dort:

Der eine singt mit frohem Muth,
Denn keines seiner Kleinen fehlt;
Der andre klaget schmerzbeseelt,
Denn ach! geraubt ist seine Brut.

XXII.

Der gleiche Pfad vom Thal zur Höh'
Hat uns vier schöne Jahre lang
Geführt denselben Lebensgang,
Von Lenz zu Lenz, von Schnee zu Schnee.

Wir sangen wandernd leicht und frei,
Und was uns bot die Jahreszeit,
Wir nahmen's hin gar hocherfreut,
Und zogen fort von Mai zu Mai.

Doch als der fünfte Herbst genaht,
Wo unsre Bahn sich abwärts wand,
Und wir noch an der Hoffnung Hand
Herniederstiegen unsern Pfad,

Da harrte in dem engen Grund
Der Schatten, vor dem Menschen zagen;
Der hat mit grimmigem Behagen
Zerrissen unsern schönen Bund.

Hat seines Mantels dunkle Falten
Um deinen blüh'nden Leib geschlagen,
Hat deiner Lippen letztes Klagen
Mit Eiseshauche aufgehalten;

Er trug dich fort zur stillen Rast,
Wo ich fortan dich nimmer sehe,
Ob ich auch forschend nach Dir spähe,
Verdoppelnd meiner Schritte Hast;

Und wie ich rastlos und allein
Die freudelose Welt durchschreite,
Scheint mir's als ob in öder Weite
Der Schatten weilt und harret mein.

XXIII.

Oft in des Schmerzes Haft verstummt,
Oft in des Liedes lautem Drang,
Allein, allein zieh' ich entlang
Und folg' dem Schatten schwarzvermummt,

Der jedes Glaubens Schlüssel wahrt,
Und wandernd werd' ich oftmals lahm,
Und schau zurück, woher ich kam
Und vorwärts auf die öde Fahrt.

Und klage: „Anders war die Bahn,
Als weder Blatt noch Blüten stumm,
Doch von den Hügeln rings herum
Uns flüsterte ein froher Pan;

Als jeder wechselnd Führer war,
Und Phantasie von Phantasie
Sich ihres Lichtes Leuchte lieh;
Als in dem Innern wunderbar

Sich regte eine Geistesfülle,
Gedanken blitzesschnell entstanden
Und mit Gedanken sich verbanden,
Bevor noch in des Wortes Hülle;

Als noch die Welt voll Lieb' und Güte,
Die Zeit nur gute Gaben brachte;
Geheimnißvoll der Lenz erwachte
Und unsres Blutes Herd durchglühte;

Als auf Argivschen Höhen sangen
Der Weisheit Sänger göttergleich,
Und uns aus Busch und Hain zugleich
Arkadiens Hirtenflöten klangen.

XXIV.

Und war denn jene Zeit der höchsten Wonne
So rein und ungetrübt, wie ich sie preise?
Vorüberwandelnd trüben schwarze Kreise
Ja selbst des Tages Quell, die klare Sonne.

War Alles gut und schön, was wir gefunden,
So war die Erde jenes Paradies,
Das nimmermehr sich Menschenaugen wies,
Seitdem der erste Mensch daraus verschwunden.

Und ist es nur, daß durch des Kummers Flor
Vergang'nes Glück nun um so heller schimmert?
Steigt aus der Gegenwart zu Staub zertrümmert,
Vergangenheit nur leuchtender empor?

Vielleicht nimmt die Vergangenheit nur an
So hellen Glorienschein, weil sie uns fern,
Und rundet sich zu dem vollkomm'nen Stern,
Nicht sichtbar uns, da wir in seiner Bahn.

XXV.

Ich hab' gelebt in jenen Tagen,
Als ich mit ihm des Weges ging,
Des Tages Last wie heut' empfing,
Die meine Schultern sollten tragen.

Doch war mein Schritt dann frei und leicht,
Und fröhlich wie des Vogels Flug:
Die Bürde liebt' ich, die ich trug,
Weil Liebe Hülfe mir gereicht.

Nicht konnt' ich müde je verzagen,
Denn Liebe theilte jeden Morgen
Mit starker Hand die Last der Sorgen,
Um eine Hälfte selbst zu tragen.

XXVI.

Es schleppt sich fort der Pfad, der traurig öde;
Und ich mit ihm; denn mich verlangt's zu künden,
Daß Liebe bleibt, ob auch die Monde schwinden,
Was immerhin leichtfert'ger Zungen Rede.

Wenn jenes Auge, das bewachend schaut
Auf Schuld und Unschuld; das schon heute sieht
Den morschen Stamm im Baum, der grünend blüht,
Und Thürme in Ruinen, kaum erbaut —

Wenn jenes Auge sähe durch die Zeit,
— Es sieht, denn Zeit ist ihm nicht zugemessen —
Im spätern Leben Freundschaft schon vergessen,
Und Liebe enden in Gleichgültigkeit,

Dann wünsch' ich mir, bevor der junge Tag
Sich wieder über Indien's Meeren kündet,
Daß mich der Schatten mit dem Mantel findet,
Zu bergen mich vor meiner eignen Schmach.



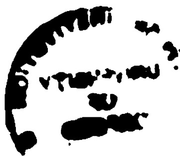
XXVII.

Ich neide des Gefangnen Ruhe nicht,
Der frei von edlem Zorn und Leidenschaft;
Den Hänfling nicht, geboren in der Haft,
Der nimmer kannte Lenz und Waldeslicht.

Ich neid' des Thieres wilde Freiheit nicht,
Das auf dem Feld der Zeiten harmlos spielt,
Und fessellos kein Schuldbewußtsein fühlt,
Dem nie die Stimme des Gewissens spricht.

Noch neide ich, was oft ein Segen dünkt,
Ein Herz, das nie der Treue Pfand gereicht,
Doch durch den Sumpf der Trägheit weiter schleicht,
Noch Ruhe, die der Leere nur entspringt.

Für mich ist's wahr — wohl habe ich's erkannt,
Ich fühl's, wenn ich am tiefsten bin betrübt:
S' ist besser, Du verlierst, was Du geliebt,
Denn daß dein Herz die Liebe nie empfand.



XXVIII.

Es naht heran die Weihnachtszeit:
Verhüllt der Mond, der Abend stille,
Es tönet durch des Nebels Hülle
Von Berg zu Berg das Festgeläut!

Vier Dörfer und der Stimmen vier,
Nun über Moor und Anger schallen;
Die Stimmen schwellen und verhallen,
Als wären nah und fern sie mir.

Der Wind die Stimmen schwächt und schwellt,
Sie strömen viermal und verhallen,
Verkünden: „Frieden! Wohlgefallen!“
Den Engelsgruß an alle Welt.

Ich legte mich voll Kummer nieder
Dies Jahr und bin voll Gram erwacht,
Und wünschte, daß mein Lauf vollbracht,
Eh' diese Glocken tönten wieder.

Doch zwingen sie mein Herz noch heut',
Wie einstmals meine Kindesbrust,
Sie bringen Schmerz gemischt mit Lust,
Die liebe traute Weihnachtszeit.

XXIX.

Mit unsers Grames so gerechten Klagen,
Die täglich noch des Hauses Frieden stören,
Und nur den Schmerz um seinen Tod vermehren,
Wie können wir die Weihnachtsfeier wagen?

Die den willkomm'nen Gast uns nicht mehr sendet,
Die Schwelle der geweihten Nacht zu kränzen
Mit Spiel und Scherz, mit Liedern und mit Tänzen
In reicher Geistesfülle uns gespendet.

Doch geht! und während ihr die Zweig' und Blüten
Um unsrer Kirche kalte Pfeiler windet,
Noch einen Kranz für Brauch' und Sitte bindet,
Den Schwestern, die des Hauses Pforten hüten;

Den Pflegerinnen der Vergangenheit,
Ergraut und alt und abhold allem Neuen;
Warum des Festes Zoll nicht ihnen weihen,
Die noch nicht todt? Es kommt auch ihre Zeit!

XXX.

Die Finger bebten, als den Kranz
Wir um den Herd zur Weihnacht wanden;
Am Himmel Regenwolken standen,
Und unser Fest war ohne Glanz.

Wir sangen wie vor Zeiten wieder
Und haschten nach dem Schein der Lust,
Umsonst! wir waren uns bewußt
Ein stummer Schatten schaue nieder.

Wir schwiegen: und mit hohlem Laut
Strich kalt der Wind das dürre Land,
Und wir im Kreise Hand in Hand
Wir haben still uns angeschaut.

Dann echogleich die Stimmen klangen;
Ob trüb' auch jedes Auge war,
Das frohe Lied, das vor'ges Jahr,
Er mit uns sang, wir traurig sangen.

Wir schwiegen und ein friedlich Sehnen
Hat unsre Herzen dann erfaßt.
„Die Todten halten süße Rast."
So sprachen wir mit stillen Thränen.

Wir sangen wieder: Höhern Flug
Nahm unser Lied: „Nicht sterben sie,
Ob auch verwandelt, wandelt nie
Die Liebe, die ihr Herz uns trug.

Begabt mit höhr'er Macht und Fülle,
Dieselben noch, entrückt der Qual,
Flammt ew'ger Liebe reiner Strahl
Von Welt zu Welt, durch jede Hülle."

Ersteh' o Morgen, licht und klar!
O laß im Osten, Gott, erglühn
Dasselbe Licht, das leuchtend schien,
Als Hoffnung einst geboren war.

XXXI.

Als Lazarus entstieg den Grabessteinen
Und nach Mariens Hause sich gewandt,
Ward wohl gefragt, ob Sehnsucht er empfand,
Als er an seiner Gruft vernahm ihr Weinen.

„Wo warest Du, o Bruder, diese Zeit?“
Die Antwort hat die Schrift nicht aufbewahrt,
Sie hätte sonst, was Tod ist, offenbart
Und Herrlichkeit gefügt zu Herrlichkeit.

Da wollten alle Freunde Zeuge sein,
Und auf den Straßen lauter Jubel tönte,
Und eine feierliche Freude krönte
Des Oelbergs Purpurhöh'n mit Glorienschein.

„Schaut ihn, den Christus hieß dem Grab entsteigen!“
Das Weitere macht nicht die Schrift bekannt;
Nicht sagte er es oder Etwas band
Des Jüngers Lippen einst zum tiefsten Schweigen.

XXXII.

In ihren Blicken liegt ein stumm Gebet
Und nur das Eine ihre Seele faßt:
Er weilet hier, der schon im Tod verblaßt,
Und ihm zur Seite der Erretter steht.

Da bannt der einen Liebe heil'ge Glut
Jedwede andre, als ihr Blick verklärt
Vom Antlitz des lebend'gen Bruders kehrt,
Dann auf dem Quell des wahren Lebens ruht.

Und Furcht und Zweifel, überkluges Wähnen
Vor der Gewißheit ihres Glück's zerfließen;
Sie knieet nieder zu des Heilands Füßen,
Und netzet sie mit Narden und mit Thränen.

O selig, die da wandeln glaubensreich!
In höh'rer Liebe jede Liebe gründen!
Wo sind die Herzen, die so rein empfinden?
Wo eine Seligkeit der ihren gleich?

XXXIII.

O Du, den Sturm und Streit herangereift
 — So scheint es nun — zu einer innern Rast,
 Deß Glaube allenthalben Wurzel faßt,
Doch äußre Form als nutzlos abgestreift,

Laß deiner Schwester des Gebetes Frieden,
 Den Kinderglauben, ihres Glückes Hort!
 Verwirre nicht durch ein andeutend Wort
Ein Leben, das harmonisch schon hienieden.

Ihr Glaube hat des deinen gleiche Klarheit
 Und schneller ihre Hand das Rechte thut.
 O heilig sei der Leib, das theure Blut,
Woran sie knüpfet eine ew'ge Wahrheit.

Du aber, der Vernunft zum Führer wählt,
 Den des Gesetzes inn're Richtschnur hält,
 Du strauchle nicht in einer sünd'gen Welt,
Vielleicht nur, weil dir solches Vorbild fehlt.

XXXIV.

Mein trübes Leben lehre mich erkennen,
Was Leben hat, muß leben alle Zeit,
Sonst wär' der Erde Inhalt Nichtigkeit
Und alles Dasein Asch' und Staub zu nennen.

Dies grüne Rund und dieser Flammenstrahl
Phantast'sche Schönheit, wie in wilder Kraft
Sie in dem Dichter lauert, wenn er schafft
Gewissenlos und ohne Ideal.

Was wär' denn Gott für mich und meine Noth?
Kaum lohnt's der Müh', wenn Alles sterblich ist
Zu wählen — oder noch auf kurze Frist
Geduld zu üben bis ich selber todt.

Das Beste wär' es gleich zur Ruh zu kehren,
Wie Vögel flattern in der Schlange Mund
Zu stürzen blindlings in den offnen Schlund
Der leeren Finsterniß und aufzuhören.

XXXV.

Wenn eine Stimme aus dem Grabesschoß
Der Du vertrauen könntest, würde künden:
„Die Wangen sinken und die Kräfte schwinden,
Es stirbt der Mensch und Staub ist hoffnungslos!“

Würd' ich nicht sprechen: „Dennoch, dennoch Liebe!
Ich will und wär' es einer Stunde Frist
Am Leben halten, was so lieb mir ist.“ —
Doch um mich blickend in das Weltgetriebe

Hört' ich des heimatlosen Meeres Klagen,
Der Stürme Brausen, welche schnell und sacht
Zerstören tausendjähr'ger Berge Macht
Und Staub zu künft'gen Welten weiter tragen.

Und Liebe seufzte: „Ach! vom Klang bedroht,
Der jenes seelenlose Ufer kündet,
Was hold und lieblich an mir ist entschwindet —
Bewußt des Todes, bin ich halb schon todt.“

Und doch! wozu nur dieser eitle Traum?
Denn wäre Tod zuerst gesehen als Tod,
So gäb' es keiner Liebe Morgenroth,
Ihr Wirken wär' begrenzt im engsten Raum:

Gefährtin nur der trägen Leidenschaft,
In rohester Gestalt ein Satyr nur,
Gedeihend auf dem Felde der Natur,
Gepflegt von Sonnenschein und Traubensaft.

XXXVI.

Wenn auch der Mensch die Wahrheit dunkel hegt,
Weil sie in ahnungsvoller Seele weilt,
So wird doch aller Segen ihm ertheilt,
Der sie zur baaren Münze uns geprägt.

Denn Weisheit nahm der schwachen Kraft sich an,
Wo armes Wort nicht faßt der Wahrheit Fülle,
Indeß in eines Gleichniß Körperhülle
Sie durch die niedern Pforten schreiten kann.

So ward das Wort lebendig und vollbracht'
Durch Menschenhand die Lehre aller Lehren:
Durch Liebe höh'res Leben zu verklären,
Gewalt'ger denn was Dichtung je erdacht.

Er kann es lesen, der das Feld bestellt,
Die Hütte bauet oder Gräber gräbt,
Und er, der auf der wilden Woge lebt,
Die schäumend am Korallenriff zerschellt.

XXXVII.

Urania spricht mit finsterstrengen Mienen:
„Du schwatzest hier, wo du der Kleinsten einer;
Wohl manche Priester würdiger und reiner,
In meines Tempels Heiligthume dienen.

Steig' nieder, wo dein heimisch Bächlein fließt,
Wo dein Parnaß, da setze deinen Fuß,
Und lausch' auf deines Lorbeers süßen Gruß,
Der an dem Saum des kleinen Hügels sprießt."

Melpomene, die treu mir zugethan,
Erwidert zarte Scham auf ihren Wangen:
„Zu sprechen darf ich kaum mich unterfangen
Von den Mysterien deiner Himmelsbahn;

Denn ich bin nur die Muse dieser Erden,
Und nur die arme Kunst kann mir gelingen,
Ein wehes Menschenherz zur Ruh' zu singen
Und treuer Menschenlieb' gerecht zu werden.

Doch denkend an den todten Freund allein,
Und sinnend seinen hohen Worten nach,
(Und Alles ist mir theuer, was er sprach,
Wie Sterbenden der gottgeweihte Wein),

Ist meinen Lippen, als ich zog entlang
Ein Wort des ew'gen Trostes wohl entfallen,
Und habe säumend in des Tempels Hallen
Entweiht die heil'ge Stätte durch Gesang."

XXXVIII.

Mit müdem Schritt schleich' ich daher,
Ob über mir auch andre Sterne,
Mir bleicht der Purpursaum der Ferne,
An Zukunft und an Hoffen leer.

Der blüh'nde Lenz erscheint mir fahl,
Sein Heroldslied mir nichts verspricht,
Und nur aus diesen Liedern bricht
Des Trostes ungewisser Strahl.

Und wenn um diese Erdendinge
Der Geist noch sorgt, der schon befreit,
Dann weiß ich, daß dich doch erfreut
So manches Lied, das ich dir singe.

XXXIX.

O könnten wir vergessen jene Stunde!
Wär' uns der Geist, wenn er von dannen scheidet
Gleich einer Jungfrau hochzeitlich gekleidet,
Wenn sie die Myrthe schmückt zum neuen Bunde!

Wenn sie bekränzt mit Segen sich erhebt
Der Heimat letztes Lebewohl zu sagen,
Und wenn von Hoffnung und von leichtem Zagen
Ihr Aug' in Frühlingsschauern mild erbebt;

Wenn Furcht sich in das Glück des Vaters drängt,
Und Thränen an der Mutter Antlitz hangen,
Da nun nach letztem innigem Umfangen
Ein andres Reich der Liebe sie empfängt;

Berufen dort zu lehren, zu entfalten,
Ein Glied zu werden in dem Ring der Zeit,
Der die Geschlechter aneinanderreiht,
Ist ihrer Zukunft würdig vorbehalten;

Und, wahrlich, auch an Dich erging der Ruf
Zu einem Leben, das unsterblich schafft,
Wo angemessen höchster Geisteskraft
Die Gottheit Bahnen ew'gen Wirkens schuf.

Weh mir! ich fühl' den Unterschied, den schweren!
Wie oft wird nicht das Elternhaus beglückt,
Wenn sie, die Ferne, gute Kunde schickt;
Wie oft wird sie nicht selber wiederkehren,

Und voller Mutterstolz den Säugling bringen,
Und Antwort geben liebeshaft'gen Fragen,
Daß Alle, die der Trennung Leid getragen,
Nun ausgesöhnet mit den neuen Dingen:

Doch dir reicht' ich zum letzten Mal die Hand,
Bis mich die Jahre in die Grube legen;
Mich führt mein Pfad auf wohlbekannten Wegen,
Der deine führt durch unentdecktes Land.

XL.

Dein Geist, eh' du uns arm gelassen
Stieg immer höher, frei und freier,
Wie himmelwärts ein Altarfeuer,
Wie leicht're Luft durch Nebelmassen.

Nun aber in dem fremden Licht,
Ist meinem Blick das Glied entschwunden,
Das deine Wandlungen verbunden
Und deinen Flug gewahr' ich nicht.

O Wahn! und dennoch wünscht' ich mir,
Es würden meinem Willen Schwingen
Des Lebens Kluft zu überspringen,
Daß blitzesschnell ich flög' zu dir:

Denn packt mich auch nur selten an
Des Todes haltungsloser Jammer,
Das Grauen vor der düstern Kammer,
Der Angstschrei vor der dunkeln Bahn;

So faßt mich doch, wenn auf dem Moor
Der Abendsonne Glut verwallt,
Oft graus'ger Zweifel eisekalt,
Daß ich auf immer dich verlor,

Ob folgend auch mit ernstem Streben
Den Wundern, die sich vor dir breiten —
Ich bin durch alle künft'gen Zeiten
Zurück dir um ein ganzes Leben.

XLI.

Der quälende Gedanke will nicht weichen:
Er war im Wettlauf immer mir voran,
Wir standen nur auf einer gleichen Bahn,
Das ließ mich wähnen, ich könnt' ihn erreichen.

So mag dieselbe Bahn uns fürder halten,
Und er, der Vielgeliebte, wie vor Zeiten
Der Meister an Erfahrung, stets mich leiten
Gemüth und Willen reicher zu entfalten:

Denn welche Wonne kommet jener gleich,
Als wenn dem Schwächern, der unwissend irrt,
Vom Freunde Wahrheit und Erkenntniß wird,
Der nicht mehr irrt und schon an Wissen reich?

XLII.

Wenn wirklich Schlaf und Tod dasselbe ist,
Und sich die Geister wie die Blüten falten,
Von einem langen Schlafe festgehalten
Zu schlummern durch die dunkle Zwischenfrist:

Dann könnten, unbewußt der flücht'gen Zeit,
Des Körpers baar, die Blüten weiter träumen,
Es würden sie mit ihren Farben säumen
Die stummen Spuren der Vergangenheit.

Dann würde ja der Mensch nicht ärmer werden,
Dann hielte dieser stumme Seelengarten
In vielgezeichnet bunten Blumenarten
Die ganze Welt, seit Leben ward auf Erden;

Und Liebe währte weiter ganz so rein,
Wie einst sie hier auf Erden mich umfangen,
Und würde in dem geist'gen Frühlingsprangen
Erwachen mit der Seele Dämmerschein.

XLIII.

Wie geht's des Todes seligen Genossen?
Denn hier entfaltet sich der Mensch allein,
Vergißt der Tage vor dem Erdensein,
Eh' der Erinn'rung Pforten Gott geschlossen.

Mit Farb' und Klang ist jenes Sein versunken,
Und doch kann ja Erinnerung zuweilen
Aus ihrem Schatze unbewußt ertheilen
Noch einen flücht'gen Strahl und myst'schen Funken.

Und in den Jahren, den harmonischreichen,
— Sei's auch daß Tod im Lethe untergeht —
Kann ja ein leiser Hauch der Erd' entweht,
Dich plötzlich streifen unter deines Gleichen.

Wenn solch' ein Erdenhauch Dich sollte grüßen,
O wende Dich, das Räthsel zu verstehn,
Mein guter Engel wird auf jenen Höh'n
Dir Alles sagen, Alles Dir erschließen.

XLIV.

Der Säugling kaum zu Luft und Licht erwacht,
Hat in der Zeit, daß seine zarte Hand
Die kleine Welt der Mutterbrust umspannt
Nie den Gedanken „dies bin Ich“ gedacht.

Doch wie er wächst, begreift er mehr und mehr,
Und trennt sein Ich von dem, was ihn umgibt,
Erkennet sich, wie er die Sinne übt
Gesondert von den Dingen um ihn her.

So bildet er sich zum besondern Geist
In den Gedächtniß seine Wurzeln senkt,
Je mehr in Körpers Banden fest umschränkt,
Sich deutlicher sein Einzelwesen weis't.

Zu solchem Dienst ist wohl der Leib ersehn,
Damit der Geist nicht, wird er körperlos
Auf's Neu geboren aus des Todes Schoß
Noch einmal lernen muß sich zu verstehn.

XLV.

Uns führet noch der Pfad durch tiefe Gründe,
Ob blumenreich der Weg, ob steinig hart,
Ihn überschattet stets die Gegenwart,
Daß nicht im Rückblick uns die Kraft entschwinde.

So sei es hier! kein Schatten hüllet ein
Die tiefe Dämmerung nach Grabesnacht;
Doch hell am ew'gen Horizont erwacht
Der Landschaft Bild aus unserm Erdensein.

Die Bahn der Lebenszeit wird aufgehellt:
Wie allen Stunden Blüt' und Frucht beschieden,
Und allen Tagen segensreicher Frieden,
Und unser Freundschaftsbund ihr Erntefeld.

O Liebe! dein Gebiet es war nicht weit!
Ein kurzer Weg, ein engbegrenzter Raum!
Doch Liebe sieh! wie an dem Himmelssaum
Ein Stern erglüht in ros'ger Herrlichkeit.

XLVI.

Daß Jeder, der ein Einzelwesen scheint
Und hier im abgeschloss'nen Kreise reift,
Den Umriß seines Ich's dann von sich streift,
Verwehend sich der Weltenseele eint,

Das ist ein armer, haltungsloser Wahn:
Die Form wird ewig immerdar umkleiden
Die ewige Seele, sie zu unterscheiden:
Erkennen werd' ich ihn, wenn wir uns nah'n.

Und in dem Tausch von Geist- und Seelenleben
Wird endloses Entzücken uns bescheert.
Welch' höh'rer Traum wär' auch der Liebe werth! —
Und wär' es nicht, so würde sie doch streben,

Bevor die Geister in das All verwehen,
Noch auf den allerhöchsten letzten Stufen
Nach einem Halt zu fassen und zu rufen:
„Lebwohl! im Strahl des Lichtes wir vergehen!“

XLVII.

Und wollte man den Liedern hier entnehmen
— Den flücht'gen, die dem Grame nur entsprießen —
Die Absicht ernste Zweifel zu erschließen,
Dann dürfte sie gerechter Spott beschämen.

Der Gram will nicht zergliedern, nicht begründen;
Er sucht, wenn bitt're Stimmungen verblassen,
Den Schatten nur des Zweifels zu erfassen
Und ihn zum Dienst der Liebe zu verbinden.

Und so hat er des Liedes Trost erkannt
Und dient nur treuer heilsamen Gesetzen,
Und hütet sich durch Zweifel zu verletzen
Die zarten Saiten in des Dichters Hand.

Noch wagt er tiefre Lieder anzuheben,
Doch leichthin darf die Lippe immer hauchen
Der Lieder kurzen Schwalbenflug — die tauchen
In Thränen ihr Gefieder und entschweben.

XLVIII.

Laß von Natur und Kunst, von Schul' und Welt
Die Strahlen spielend Dir das Herz durchschimmern,
So wie das Sonnenlicht in tausend Flimmern
Mit buntem Spiel den trüben Teich erhellt.

Laß flüstern auch des Geistes kleinste Wellen,
Und Phantasie in leichten Wirbeln wallen,
Und laß die ärmste Sangesweise schallen
Die trübe Oberfläche aufzuhellen.

Und Du verfolge unbeirrt Dein Ziel,
Doch tadle nicht die Lüfte, die erregen
Der Wellen scheinbar tändelndes Bewegen,
Des Schattens zart dahingehauchtes Spiel.

Ach! unter allem Wahn von Furcht und Sehnen
Sich nur der Kummer um so tiefer senkt
Und sein gedämpftes Flutenspiel ertränkt
Mir meines Lebens tiefsten Kern mit Thränen.

XLIX.

Sei bei mir, wenn mein Licht erlöschen will,
Das Blut mir schleicht und alle Nerven beben;
Wenn sich des Herzens Schläge matter heben
Und meines Lebens Uhrwerk stehet still.

Sei bei mir, wenn Vertrauen niederzwingend
Der Schmerz im Körper wühlet; wenn die Zeit
Ein rasend Weib mir dünkt, die Staub verstreut,
Das Leben eine Furie Flammen schwingend.

Sei bei mir, wenn der Glaube mir versiegt;
Wenn mir der Mensch die Eintagsfliege nur
Die flatternd schwirrt und springt auf öder Flur,
Die Zelle baut und dann dem Tod erliegt.

Sei bei mir, wenn mein Auge sterbend bricht
Und künde mir das Ziel des Erdenstrebens,
Und an dem dunkeln Rande dieses Lebens
Zeig' mir des ew'gen Tages Dämmerlicht.

L.

Und ist es wahr, daß wirklich wir verlangen
Die Todten in das Leben zu erwecken?
Verbirgt die Seele nicht geheime Flecken?
Gibt's keine inn're Schmach, vor der wir bangen?

Soll er, nach dessen Beifall ich getrachtet,
Und dessen Tadel ich so hoch gehalten,
In meiner Seele schau'n verborg'ne Falten,
Daß seine Liebe mich geringer achtet?

Doch Unrecht ist's dem Grabe nicht zu trauen;
Wird Liebe kleiner, weil die Liebe klein?
Erhab'ner Tod, in Dir muß Weisheit sein,
Und uns're Todten sollen uns durchschauen.

O seid uns nah! wir steigen oder fallen:
Gleich Gott bewachet ihr die flücht'gen Stunden,
Mit freierm Blick als wir, die erdgebunden,
Damit ihr Nachsicht übet an uns Allen.

LI.

Ich kann Dich nicht, so wie ich sollte, lieben,
Denn Liebe spiegelt das Geliebte wieder;
Und arme Worte nur sind meine Lieder,
Auf der Gedanken Schaum umhergetrieben.

„Nein! tadle nicht die Lieder kummerschwer“,
Der Geist der heil'gen Liebe zu mir spricht:
„Von Deiner Seite bannest Du mich nicht,
Und menschlich Fehlen kränkt mich nimmermehr.

Was schirmt die Seele nimmer zu entweih'n
Das Ideal, dem sie sich hingegeben?
Welch' ein Gesetz? Nicht einmal jenes Leben,
Im Heil'gen Land einst wandelnd fleckenrein.

So traure nicht, daß in dem Erdenthale
Der Mensch auch menschlich fehlt auf seiner Bahn.
Harr' aus! auch Deine Ernte kommt heran,
Einst sondert sich die Perle von der Schale.“

LII.

Wie manchen Vater habe ich gekannt
Besonnen ernst in seiner Knaben Schaar,
Deß Jugend hohler Lärm und Thorheit war,
Doch dessen Mannheit unversehrt erstand.

Und dürften wir dem Glauben uns ergeben:
Wenn nicht die wilde Jugend ausgetobt,
So hätte kaum der Acker, unerprobt
Das Korn getragen für des Mannes Leben.

Und dünkte uns auch diese Lehre weise
Für Alle, welche Jugendglut verwinden,
Wer würde sie als Wahrheit Denen künden,
Die wirbelnd treiben hin und her im Kreise?

Bewahr' das Gute! scheide klar das Rechte,
Daß nicht Philosophie, die gottgeweihte,
Die Grenzen ihres Reiches überschreite
Und werde Kupplerin der Höllenmächte.

LIII.

Und dennoch glauben wir, daß etwas Gutes
Der Endzweck jedes Uebels müsse sein,
Des schwachen Willens und des Körpers Pein,
Des armen Zweifels und des sünd'gen Blutes;

Daß Nichts hienieden ziellos sich verlieret,
Kein einz'ges Leben der Zerstörung Raub
Und fortgeschleudert in das Nichts als Staub,
Bis Gott den Bau der Welten ausgeführet;

Daß nicht ein Wurm zertreten wird vergebens,
Und keine Mücke ohne Zweck begehrt
Nach jener Flamme, die sie doch verzehrt,
Wenn nicht zum Vortheil eines andern Lebens.

Denn sieh! wir Alle wissen Nichts hienieden;
Ich kann nur glauben, daß einst Gutes werde
— In ferner Zeit — für Alle auf der Erde,
Daß jedem Winter auch sein Lenz beschieden.

Doch was bin ich! was meine Träumerei?
Ein weinend Kind in Finsterniß allein,
Ein weinend Kind begehrend hellen Schein,
Und dessen Sprache nur ein Schmerzensschrei.

LIV.

Der stille Wunsch, es möcht' kein einzig Leben
Verloren gehen nach der Grabeszeit,
Entspringt er nicht der Gottesähnlichkeit,
Die uns'rer Menschenseele mitgegeben?

Trennt Gott denn und Natur ein feindlich Streben,
Da die Natur so böse Träume gibt?
Es scheint, daß sorgsam sie die Gattung liebt
Und sorglos preisgibt manches Einzelleben.

Und wenn mein Geist allüberall erkennt
Geheimen Sinn und Absicht ihrer Thaten,
Wenn ich gewahre, wie von fünfzig Saaten
Sie oft kaum Einer die Vollendung gönnt:

Dann strauchle ich, wo fest ich stand im Leben,
Von Sorgenlast erliegen meine Glieder,
Und auf die Altarstufen fall' ich nieder,
Die durch die Nacht empor zur Gottheit streben.

Ich strecke aus des Glaubens lahme Hand,
Und tastend ich in Spreu und Moder wühle,
Und rufe an, was ich als Gottheit fühle,
Und traue zaghaft höh'rer Hoffnung Pfand.

LV.

„Und um die Menschheit so besorgt?“ Doch nein!
Es ruft Natur von steilen Felsenwänden:
„Schon tausend Lebensformen sah ich enden!
Mir gleich, was lebt, das soll vergänglich sein.

Du kommst zu mir die Lösung zu erflehen:
Ich webe Leben und ich webe Tod!
Ein Hauch der Geist, dem auch Vernichtung droht.
Mehr weiß ich nicht!“ — Wird auch der Mensch vergehen,

Ihr letztes Werk, der scheinbar so vollendet,
Der so erhab'nen Zweck vor Augen schaute,
Der fruchtlosem Gebete Tempel baute
Und kaltem Himmel Dankesglut gespendet,

Der Gott vertrauend, ihn nur Liebe wähnte,
Und dem der Schöpfung Endzweck wieder Liebe,
Obgleich Natur mit dem Vernichtungstriebe
Sich blutig gegen seinen Glauben lehnte,

Wird er, der Dulder zahllos bitt'rer Schmerzen,
Für Wahrheit kämpfend und Gerechtigkeit,
Wird er als Wüstenstaub dahingestreut,
Wird er vergraben in Gestein und Erzen?

Nichts mehr? Ein Zerrbild dann, zum Traum verblichen,
Ein Mißklang nur. Der Vorzeit Drachenbrut,
Die sich zerfleischte in der schlamm'gen Flut,
War süße Harmonie mit ihm verglichen.

O Leben! dann so dürftig, dann so seicht!
O daß Du nicht mehr bist mich zu versöhnen!
Wird ew'ges Schweigen mein Verlangen höhnen? —
Du wirst es wissen, wenn der Schleier weicht!

LVI.

Still! laß uns gehn: die Klage hier
Gehört doch nur der Erde an;
Es ist an ihm nicht wohlgethan
So laut zu trauern: folge mir!

Komm! folge mir! wie blaß schau'st Du!
Doch ich laß hier mein halbes Sein:
Mich dünkt, ihm wird ein reicher Schrein;
Zwar ich vergeh', mein Werk dazu.

Doch immer hör' ich Glockenlaute,
Die scheinen langsam fortzuklingen
Der liebsten Seele Aufwärtsschwingen,
Die je aus Menschenaugen schaute.

Ich hör' sie nun und alle Zeit
Den Abschiedsgruß dem Todten klagen,
Und „Ave, Ave, Ave" sagen,
„Lebwohl, lebwohl", in Ewigkeit.

LVII.

Mit diesen Klagen sagt' ich Lebewohl:
Und wie ein Echo in gewölbten Hallen,
Wenn Wassertropfen einzeln niederfallen,
So tönten meine Worte dumpf und hohl.

Und wie sie tönten, störten sie den Frieden
Der leichten Herzen noch voll Lebenslust,
Sich ihrer Sterblichkeit nur halb bewußt,
Und daß auch ihnen eine Gruft beschieden.

Die ernste Muse sprach: „Warum mit Grämen,
Mit unfruchtbarem, Deine Brüder kränken?
Bleib' länger hier und anders wirst du denken
Und würd'ger dann wirst Du den Abschied nehmen."

LVIII.

O Trauer, sprich, o willst Du mit mir leben?
Zum Liebchen nicht, zum Weibe ich Dich wähle,
Zur Busenfreundin, Hälfte meiner Seele,
Sonst kann ich nimmer mich dir ganz ergeben.

O Trauer, willst Du meinen Sinn bemeistern,
Mußt oft als holde Braut Dich zu mir neigen,
Doch Deine strengern Launen mir nicht zeigen,
Willst Du zum Guten, Hohen mich begeistern.

Unwandelbar ist meines Herzens Glut,
Nicht kann der Jahre kalter Hauch sie kühlen,
Doch ich will frei sein oft mit Dir zu spielen,
Als wärst Du nur ein flüchtig Liebesgut;

Und Dich zu schmücken, denn Du bist ja mein,
Gekleidet in der Zukunft Hoffnungstraum,
Daß ob ich gleich Dich kenne, Mancher kaum
Zu sagen wüßte, welcher Name Dein.

LIX.

Er schied! der Edelste, den ich gekannt!
Ich liebte ihn und lieb' ihn allezeit,
Wie eine arme unbekannte Maid
Den Jüngling liebt aus hochgebornem Stand.

Er lebt in seiner Sphäre weiter fort,
Und sie erkennet ihre Niedrigkeit;
Halb ist sie eifersüchtig, halb voll Neid
Auf Alle, die mit ihm am gleichen Ort.

Das kleine Dorf sieht nun verödet aus,
Sie seufzt in dem alltäglich engen Kreise,
Besorgt des Haushalts immergleiche Weise
Im dunkeln, freudeleeren Vaterhaus.

Nicht ist der Spott der Nachbarn ausgeblieben,
Sie necken sie den lieben langen Tag;
Sie weint des Nachts: „wie bin ich thöricht schwach
Wie könnte er solch niedrig Mädchen lieben!"

LX.

Wenn nun Dein Geist befreit von Banden
Dort oben in dem hellern Licht
Mit jenem Kreis von Weisen spricht,
Die auf der Menschheit Höhen standen;

Und schaust Du dann zurück auf Erden,
Wie dürftig muß Dir meine Blöße,
Wie nichtig meine Zwergengröße,
Wie schattenhaft mein Leben werden!

Doch wende Dich zur Welt, der trüben,
Wo sich zuerst Dein Dasein spann;
Dich lieb' ich ewig! nimmer kann
Die Seele Shakespeare's mehr Dich lieben.*)

*) Wohl hindeutend auf Shakespeare's inniges Verhältniß zum Grafen Southampton, dem die meisten seiner berühmten Sonnette gewidmet sind.

LXI.

Doch wenn der Blick, der erdwärts sinkt,
Dir könnte Deine Klarheit trüben,
Dann sei ein Märchen all mein Lieben,
Und eine Sage, die verklingt.

Und Du, wie Jemand, der verlangend
Sich schloß als Knabe unbewußt
An ein unwürdig Herz mit Lust,
Doch nun den gleichen Geist umfangend,

Jetzt athmend eine neue Welt
Erstirbt die ird'sche Leidenschaft,
Auf die im Licht der höhern Kraft
Wohl noch ein flüchtig Lächeln fällt.

LXII.

Doch Mitleid, wenn ein Roß erliegt,
Und Liebe meinem Hund gegeben,
Sie fesseln nicht der Seele Streben,
Wenn es empor zum Himmel fliegt;

Und ich, der so viel mehr als sie,
Wie Du vielleicht mir überlegen,
Kann dennoch Liebe für sie hegen
Und für ihr Leiden Sympathie:

So magst Du meine Thränen seh'n,
Da höherem Gesetz verbunden
Die Kreise Deiner Bahn sich runden
Zu tiefern Tiefen, höhern Höh'n.

LXIII.

Vermagst Du auf's Vergangene zu schauen,
Wie ein mit Götterkraft begabter Mann,
Deß Leben erst in Niedrigkeit begann
Auf eines stillen Dorfes grünen Auen;

Der seines Standes enge Schranken bricht,
Den goldnen Saum des Zufalls kühn ergreift,
Zum Manne unter Schicksalsschlägen reift,
Mit seinem bösen Stern als Sieger ficht;

Der seinen Geist mit vollster Kraft entfaltet
Und endlich selbst die goldnen Schlüssel hält,
Gesetze vorschreibt einer kleinen Welt
Und leisen Wink vom Thron zur That gestaltet;

Und wie er hoch und höher sich erhebt,
Da wird er auf des Glückes schwankem Thron
Der Pfeiler für die Hoffnung der Nation,
Das Ziel der Wünsche, das ein Volk erstrebt;

Doch wenn sein Geist des Schaffens müde ruht,
Da wie im Traume fühlt er oft ein Weh'n
Von weitentschwundner Wonne von den Höh'n,
Von stiller Seeligkeit aus Stromesflut:

Sein niedrig Loos in engen Kreis geschlossen,
Als damals an dem Bach, der murmelnd sang,
Er schon der König war im dunkeln Drang
Beim Spiel mit seinem früheſten Genossen;

Der pflügt noch kummervoll der Heimat Rain,
Und erntet mühsam, was die Hand gesät,
Und oft er in der Furche sinnend steht:
„Ob wohl mein alter Freund gedenket mein?“

LXIV.

O sel'ger Geist, du magst mich führen;
Ich wiege ein das tiefe Leid:
„Lieb' ist zu kostbar allezeit
Das kleinste Körnchen zu verlieren."

Und in dem Troste kann ich singen,
Bis aus der Wandlung schmerzdurchwebt
Ein glücklicher Gedanke schwebt,
Der frei sich wiegt auf hellen Schwingen:

Und da wir Freundschaft nicht entweihten
Und noch dein Wesen wirkt in mir,
Kann ja mein Antheil auch in dir
Zu edlen Zielen dich geleiten.

LXV.

Ihr wähntet gar zu sehr erkrankt mein Herz;
Ihr staunt, wenn meine Lebensgeister rege,
Daß ich im frohen Kreis mich froh bewege,
Als könnte mich erfreuen jeder Scherz.

Der Schatten, der das Leben mir verdunkelt,
Der in mein Herz gesenkt die finstre Nacht,
Hat mich zu meines Gleichen mild gemacht,
Und gleich dem Blinden, dem kein Licht mehr funkelt.

Wohl schreitet er geleitet durch das Land,
Und scherzt im Freundeskreise rückhaltslos;
Er nimmt des Hauses Kleinen auf den Schoß
Und windet ihre Locken um die Hand.

Er summt zum Zeitvertreib 'ne Melodie,
Und träumt vom Himmel und von sonn'gen Höh'n;
Sein innrer Tag kann nimmer untergehn
Und des Verlustes Nacht entschwindet nie.

LXVI.

Wenn auf mein Pfühl das Mondlicht fällt
Weiß ich, daß deine Ruhestätte
Im Westen an des Stromes Bette
Ein lichter Glorienschein umhellt.

Im Dunkeln glänzt dein Marmor klar,
Und in des Silberlichtes Flimmern
Die Züge deines Namens schimmern,
Und dein Geburts- und Sterbejahr.

Der myst'sche Glorienschein verhaucht,
Von meinem Bett das Mondlicht schwindet,
Mein müdes Auge Ruhe findet
Bis Mitternacht in Grau sich taucht.

Dann kann des Nebels Flor ich schau'n,
Der um die Küsten leuchtend flimmert;
Ein Geist in dunkler Kirche, schimmert
Dein Marmorstein im Morgengraun.

LXVII.

Wenn auf das Lager sinkt mein müdes Haupt,
Dann stillt des Todes Bruder meine Noth,
Der Schlaf, des Todes Bruder, kennt nicht Tod,
Noch träume ich, daß dich der Tod geraubt.

Ich wandre, wo wir Beide oft gegangen,
Als unser Pfad erfrischt von Morgenthau,
Als alle Lüfte jubelnd auf der Au
Des jungen Morgens Auferstehung sangen.

Doch was ist dies? Ich wende mich zu Dir
Und seh' in Deinem Aug' den Kummer hangen,
Da ist auch mir der frohe Muth vergangen,
Denn nimmer gibt der Traum die Lösung mir.

Doch eh' die Lerche auf zum Aether eilt
Bin ich erwacht und ich durchschau' das Wahre
Es hat den Kummer meiner Jugendjahre
Der Schlaf, der thörichte, dir zuertheilt.

LXVIII.

Mir träumt' es gäbe keinen Frühling mehr,
Ihr uralt Recht hätt' die Natur verloren;
Es lag die Stadt in Nebel eingefroren,
Und leer Geschwätz schallt' von den Thüren her.

Da bin ich aus der lauten Stadt geflohn,
Hab' einen Wald voll Dornenreis gefunden,
Hab' aus den Dornen einen Kranz gewunden
Und setzt' ihn auf wie eine Bürgerkron'.

Das hat mir Hohn, das hat mir Spott erregt;
Ich hörte Jung und Alt mich höhnisch necken:
Sie nannten mich an allen Straßenecken
Den Narren, der die Dornenkrone trägt.

Und Thor und Narr so hieß es immer wieder. —
Ich fand den Engel, dem die Nacht gehört,
Er sprach so sanft, es war sein Blick verklärt,
Der lächelte auf meine Krone nieder.

Und streckte aus die glänzend helle Hand:
Aus meinen Dornen-sproßten Blätter dicht;
Die Stimme war des Kummers Stimme nicht,
Und was er zu wir sprach, ich kaum verstand.

LXIX.

Es glückt mir nicht Dein Antlitz fest zu halten,
Will ich auf dunkelm Grunde malend fassen
Das liebe Bild; die Farben mir erblassen
Und mischen sich mit hohlen Nachtgestalten.

Gespenstisch Wolkenthürme vor mir schwanken,
Ein Abgrund, der sich schließt und offen klafft,
Und eine Hand, die deutend formlos schafft
Auf düstern Schattengängen der Gedanken.

Und Schaaren, die aus weiten Thoren drängen,
Und Massen welk verwitterter Gesichter,
Halb todtes, taumelnd grausiges Gelichter
Und Riesenschatten über Meeresengen:

Da plötzlich, wie von höhrer Macht beschieden
Ertönt Musik — ein überirdischer Laut —
Und durch ein Gitter meiner Seele schaut
Dein schönes Angesicht und gibt ihm Frieden.

LXX.

Schlaf, du verwandt mit Tod und Traum und Wahn!
So hast du endlich mir für eine Nacht
Vergangenheit zur Gegenwart gemacht,
Als da wir wandelten die sonn'ge Bahn.

Und hast du solchen Einfluß auf die Seele,
So mische dreifach stark den Schlummersaft,
Betäub' des Grames blinde Leidenschaft,
Auf daß mir Nichts an meinem Glücke fehle.

Dann sprechen wir, wie in der guten Zeit
Vom Menschenleben und der Seele Walten,
Und wie die Tage sich so fremd gestalten,
Wie aller Wechsel Staub und Nichtigkeit.

Und wandern durch den Wald am Flussesrand,
Wo hoch die Burg den Bergesgipfel säumt,
Der Wasserfall vom Abhang brausend schäumt,
Und sich die Brandung bricht am Meeresstrand.

LXXI.

Erstehst du so, o Morgen, schwarzumgraut,
Geburt der Nacht, und heulst mit Ungewittern,
Daß Pappeln beben und die Scheiben zittern,
Gepeitscht von Regenguß und Windesbraut.

Tag, der des Glückes Krone mir geraubt
Und in des Unglücks tiefsten Staub geschmettert,
Der jede Blüthenknospe mir entblättert,
Entstellt der Sonne glänzend Strahlenhaupt.

Du bringst die Schmerzensstunden in die Welt,
Wenn deiner Thränen Hast die Rose knickt,
Wenn Tausendschönchen vor dem Sturm erschrickt,
Und bangend schließt ihr rothes Strahlenzelt.

Du könntest jetzt aus tiefem Osten heben
Die stille Sonnenkugel oder leise
Und flüsternd deine Licht- und Schattenkreise
Auf grünen Hügeln buntgewürfelt weben,

Für mich wär'st du gleich kalt, gleich wild wie heut';
Als ob ein schwarz Verbrechen dich befleckte,
Seitdem die grause Hand darniederstreckte
Den Liebling der Natur vor seiner Zeit.

Doch dringe nur mit düstrer Stirne vor
    Durch Wolken, die den Morgenstern ertränken,
    Und laß die losen Garben toll sich schwenken
Und wirble Halm' und Aeste wild empor,

Und auf zum Himmelsthor, unsel'ger Tag
    Mag dröhnend sich dein trüber Mittag winden,
    Magst du dein Ziel, das freudlos graue, finden,
In tiefer Nacht verbergen deine Schmach.

LXXII.

So viel zu schaffen, so viel Weltenkreise,
Und kaum erstiegen hier die ersten Stufen;
Was weiß ich denn, wozu du abgerufen,
Denn wie du stark warst, warst du treu und weise.

Der Ruhm erlosch, den ich vorhergesehn,
Der Lorbeer schwand, der sich dem Haupte bot:
Dir fluch' ich nicht Natur, dir auch nicht Tod,
Denn das Gesetz kann nimmer irre gehn.

Wir gehn vorüber. Jedes Fußes Spur
Wird überwuchert vom Gestrüpp der Zeit:
Wer kennt den Ruhm in der Unendlichkeit
Für Menschenthat? — Gott kennt ihn nur.

O bleiches Bild des Ruhmes, der verklungen!
Verblasse vollends, während froh versenkt
Der Geist die mächtigen Erfolge denkt,
Die deinem Namen ew'gen Glanz errungen.

LXXIII.

Oft zeigt ein todtes Angesicht verklärt
Dem Blick der Liebe, der darauf gebannt
Die Aehnlichkeit, die kaum vorher erkannt
Mit Einem, der zu seinem Stamm gehört.

So Theuerster! nun dich der Tod geweiht
Erkenn' ich dich und deine Züge recht:
Verwandt bist du mit höherem Geschlecht
Und ähnlich jenen Großen alter Zeit.

Doch mehr zu sehen, ist mir nicht gewährt,
Und was ich sehe, spricht der Mund nicht aus,
Allein ich weiß, es hat des Todes Graus
Bei Dir zur lichten Schönheit sich verklärt.

LXXIV.

Ich will hier deinen Ruhm nicht preisend nennen
Im Liede, das Erleicht'rung mir gewährt,
Nur aus des Grames Maß, der mich beschwert,
Da soll die Welt, wie groß du warst, erkennen.

Denn welche Kunst, und könnte sie verweben
Gestalt und Wesen mit des Wortes Klang,
Und welcher Stimme seelenvollster Sang
Vermöchten Dich, so wie du warst, zu geben?

Ich trachte nicht in diesen raschen Tagen
Auf dich zu zieh'n den flücht'gen Blick der Menge,
Und um Dich mit dem Wehen der Gesänge
Ein wenig Staub des Ruhmes aufzujagen.

Dein Lorbeer welkte, ehe er gepflückt,
Und während wir im Erdenlichte gehen
Erkennt die Welt die Thaten, die geschehen,
Doch nicht, was der Entfaltung hier entrückt.

So soll hier Schweigen deinen Ruhm umhegen,
Doch irgendwo, wohin der Blick nicht dringt,
Wird Alles, was dein Genius vollbringt
Den Zuruf der Bewunderung erregen.

LXXV.

Laß Phantasie dich durch die Himmel heben,
In einem Augenblick erreich' die Ferne,
Wo in dem Weltenall die Schaar der Sterne
Kaum sichtbar noch gleich goldnen Spitzen schweben.

Laß dich im Geiste durch die Zukunft tragen!
Schau' den Verfall, wenn hundert Jahre um,
Und sieh! dein tiefstes Lied ist längst schon stumm,
Wenn noch der Eibe grüne Wipfel ragen.

Und wenn die Morgenlieder, die aus Nacht
Die Menschheit weckten, dauernd weiter schallen,
Die deinen werden echolos verhallen
Eh' noch der Eiche Lebenslauf vollbracht.

Eh' fünfz'gmal der Lenz die starren Aeste
Mit Laub umhüllt, ist schon dein Lied verweht!
Wo wird es sein, wenn noch der Baum besteht,
Ein morsches Denkmal einer stolzen Veste!

LXXVI.

Was kann der Dichter unsrer Tage hoffen,
Wenn er gewahrt, wie Lieder, Thaten, Leben,
Dem heißen Hauch der Zeit anheimgegeben
Nur allzubald Vergessenheit getroffen?

Vielleicht, daß meines Grames Wiegenlieder
Einst dazu dienen um ein Buch zu binden,
Die Locken eines Mädchens aufzuwinden —
Vielleicht wenn tausend Monde sanken nieder

Erblicket sie ein Mann im Trödelkrame,
Der im Vorübergehen sie ergreift
Und lies't vom Kummer, dann schon abgestreift
Und dessen Sänger ein vergessner Name.

Allein was thut's? Mein dunkler Lebensgang
Soll dennoch hell von meinem Sang erklingen;
Weit mehr als Ruhm gilt mir's mein Lied zu singen,
Und meine Lieb' zu feiern im Gesang.

LXXVII.

Und wieder haben wir den Herd umwunden
Zur Weihnachtsfeier mit den grünen Zweigen;
Der stille Schnee gebot der Erde Schweigen
Und still hat uns die heil'ge Nacht gefunden.

Der Frost ließ funkelnd hell das Yuleholz brennen,
Kein Windstoß fegte über's weite Land,
Doch über Allem düster ausgespannt
Lag des Verlustes ruhiges Erkennen.

Wie in den Wintern der Vergangenheit
So spielten wir die alten Spiele wieder;
Die hergebrachte Kurzweil, Tanz und Lieder,
Belebter Bilder holde Wirklichkeit.

Wer wies noch eine Spur der Traurigkeit?
Wer eine Thräne? wer ein Schmerzenszeichen?
O Kummer! wie! kann Kummer auch verbleichen?
O Gram! kann Gram auch schwinden mit der Zeit?

O letzte Sehnsucht! O auch sie vergeht!
Nein! — in des Körpers räthselhafter Hülle
Ist nur versiegt der Thränen reiche Fülle,
Ihr tiefstes Wesen wandellos besteht.

LXXVIII.

„Und mehr als meine eignen Brüder mir“ —
Dies, Bruderherz, darf nimmer Dich verletzen!
Ich kenne dich um deinen Werth zu schätzen,
Und höchster Liebe Zoll gebühret Dir.

Doch Du und ich sind von derselben Art,
Wie aus der gleichen Münze der Natur;
Es haben Wald und Hügel, Feld und Flur
Dasselbe süße Bild uns offenbart.

Für uns wand sich derselbe kühle Bach
Durch alle seine Waldesschluchten kräuselnd;
Derselbe Wind im Abenddämmer säuselnd
Uns flüsternd von der schönen Erde sprach.

Wir haben auf demselben Schoß gekniet,
Und aus demselben Buche lernten wir,
Eh' noch der Kindheit blonde Lockenzier
Sich schwarz und braun auf Bruderstirnen schied.

Und so gleicht mein Vermögen nur dem Deinen,
Doch er war reich, wo arm ich Mangel litt,
Und theilte mir aus seiner Fülle mit
Da wo sein Geist Ergänzung ward dem meinen.

LXXIX.

Wenn mir der haltungslose Wunsch ersteht,
Daß doch der Tod, bevor er ihn berührt,
Zuerst von seiner Seite mich geführt,
Und Staub auf's unverweinte Aug' geweht;

Dann zeigt mir Phantasie wie Gram hienieden
Und Kummer sich in seine Seele senken;
Ein Gram so tief, wie Leben oder Denken,
Jedoch mit Gott und mit der Welt in Frieden.

Ich schaffe mir ein Bild in meinem Sinn,
Ich hör' die Worte, die er wohl gesprochen;
Er trägt die Last der inhaltlosen Wochen,
Doch wandelt er die Last sich in Gewinn.

So soll Vertrau'n zu ihm auch mich befrei'n,
Und einflußreich zu mildern und zu retten
Soll mir sein Beispiel aus des Grabes Stätten
Die Hände reichen und mir Trost verleih'n.

LXXX.

Vermocht' ich als er lebte wohl zu sagen:
„Nicht voller kann sich mein Lieb' entfalten,
Nicht reifere Vollendung je erhalten,
Denn ihre Ernte hat sie ausgetragen.“

Dann konnte also Liebe reicher werden:
Gibt's noch ein Ende hier für meine Klagen?
Dies quälende Geflüster macht mich zagen:
„Mehr Jahre und mehr Liebe noch auf Erden.“

Doch Tod mit mildem Troste mich belehrt:
„Mein rascher Frost erzeugte raschen Segen
Und trug die Saat der Reife schnell entgegen,
Die ihr vielleicht erst Mittagsglut gewährt.

LXXXI.

Nicht darob will ich mit dem Tode streiten,
Daß er den Leib verwandelt schonungslos;
Kein niedres Leben aus der Erde Schoß
Kann mich in meinem Glauben irre leiten.

In ew'gen Stufengängen schreitet fort
Von Sein zu Sein der freigewordne Geist,
Wir sehen nur die Larve, die zerreißt,
Nur Eine Hülle, die entseelt verdorrt.

Noch schmähe ich den Tod, weil er entzieht
Der Erde, was so edle Saat gewährt;
Ich weiß, daß der verpflanzte Menschenwerth
Auch anderswo zum Segen auferblüht.

Nur dafür zürn' ich ihm, weil mich empört
Der Groll, der aufgehäuft mein Herz zerdrückt:
Er hat so weit einander uns entrückt,
Daß Keiner jetzt des Andern Worte hört.

LXXXII.

O senke dich zum Norden her
Du holder Lenz, was säumst du nur!
Du kränkst die hoffende Natur,
So lange säumend, säum' nicht mehr!

Was hält dich fern den dunkeln Tagen,
Entzieht uns deine Lieblichkeit?
Kann denn April noch hegen Leid,
Gestatten Sommerwinde Klagen?

Laß Orchis und Narzissen blüh'n,
Und Ehrenpreis mit zartem Blau,
Und Tulpen reich besprengt mit Thau,
Goldregen Feuertropfen sprüh'n.

O junger Lenz, du säumest lang,
Läßt Gram mir säumen im Gemüthe,
Der sprengte gern die starre Blüthe
Um neu zu fluten im Gesang.

LXXXIII.

Wenn ich betrachte nur allein dein Leben,
Das dir auf Erden wäre aufgegangen,
Und bleibe sinnend an dem Glanze hangen,
Der wohl dein steigendes Gestirn umgeben;

Dann seh' ich reich gekrönet dich mit Glück,
Gleich einer Sonne warme Strahlen spenden
In Wort und Blick und liebevoll dich wenden
An Alle, die dir einte das Geschick.

Auch ich, mein Freund, wär' einer von den Deinen,
Denn nun erschien der Tag, der heißersehnte,
Da an Dein Leben sich ein zweites lehnte,
Das mir verwandt. — Es hätten deine Kleinen

Auf meinen Knie'n oft gespielt mit mir —
Doch jener unbarmherz'ge Schicksalsruf
Cypressen aus den Myrthenblüten schuf,
Verzweiflung aus der Hoffnung — Staub aus Dir.

Den Kindern hätt' ich jeden Wunsch gewährt,
Hätt' sie geliebkos't, sie genannt die Meinen;
Ich seh' die Ungebor'nen hold erscheinen
An jenem nie erhellten kalten Herd.

Ich seh' mich selber als willkomm'nen Gast
Und dein Gefährte auf dem Blumenweg
Der Künste, wie in ernsterem Gespräch
Und bei des Mahles leichtgesell'ger Rast.

Inzwischen füllt dein segensreiches Leben
Die Lippen Aller neidlos dich zu preisen,
Und Sonn' auf Sonn' die heitern Tage kreisen,
Um hinter goldnen Hügeln zu verschweben,

Verheißend gleichen Morgen sonnigklar;
So führet dich der güt'gen Stunden Reihe
Den Pfad hinan zu höhrer Kraft und Weihe
Und zur Verehrung und zum Silberhaar;

Bis abgenutzt ihr irdisches Gewand,
Da ihre große Sendung sie vollbracht,
Und geist'ge Schätze dieser Welt vermacht,
Sich deine Seele löſ't vom Erdenband;

Dann wär' auch meiner Seele Bahn geschlossen,
Da deiner eng verwebt in Lieb' und Leben,
Und über düstrer Enge würd' sie streben
Zur andern Küste hin, von dir umflossen,

Und endlich an das sel'ge Ziel gelangen,
Und Er, der Tod erlitt im Heil'gen Land,
Er streckte aus die helle Strahlenhand,
Um uns als Eine Seele zu empfangen. —

Was für ein Rohr war es, worauf ich lehnte?
Ach, weiche Wahn! warum auf's Neue wecken
Den alten Groll und aus dem Innern schrecken,
Was von Ergebung ich errungen wähnte!

LXXXIV.

Die Wahrheit habe ich am Sarg erkannt,
Gefühlt, wenn ich am tiefsten war betrübt:
S'ist besser, du verlierst was du geliebt,
Denn daß dein Herz die Liebe nie empfand.

Freund! wahr in Wort, bewährt in That und Leben,
Du fragst mit milder Absicht um zu heilen
In einem Kummer, den wir Beide theilen,
Warum ich solchem Leben mich ergeben?

Und ob Vertraun zu einer höhern Macht
Durch Kummer sich vermindert oder mehrt;
Und ob die Liebe, die ihm angehört,
Mich um die Kraft zu lieben hat gebracht?

So tiefe Macht ist deinen Worten eigen,
Die vom Gesetz der Liebe stets getragen,
Halb ausgesprochen leisen Vorwurf wagen,
Daß ich die Wahrheit dir nicht darf verschweigen.

In stillem Lauf mein Lebensstrom verlief,
Bis mich erreicht die unheilvolle Kunde,
Daß ihn in jener schicksalsschweren Stunde
Der Finger Gottes traf und er entschlief.

Die großen Geister, die des Lichts genießen
In Sphären über unsrer Sterblichkeit,
Sie hatten um die Pforte sich gereiht,
Indem erfreut sie ihn Willkommen hießen.

Und führten ihn durch segensreiche Sphären,
Und zeigten ihm den Quell, den ewigschönen,
Der alles Wissen hält, das Erdensöhnen
Der ew'gen Zeiten Kreislauf wird gewähren.

Ich aber blieb zurück — mein Hoffen schwach,
Mein Leben und mein Denken ohne Schwung,
Zu wandern noch in Erdendämmerung,
Wo Alles mir von dem Entschlafnen sprach.

O Freundschaft, Wechselwirkung gleichgewägt,
O Herz, durchglüht von reiner Liebesfülle,
O heil'ge Lebenskraft, o andre Hülle,
Ehrwürd'ger Geist, o Seele lichtumhegt!

Doch Niemand wüßte mehr als ich zu sagen,
Wie sehr die That, die unsrer Hand gelingt
Auch unsres Willens ganze Kraft bedingt,
Durch den wir Tod und Leben nur ertragen.

Wie immerhin auch meine Tage schwinden,
Ich fühlte und ich fühl's, ob auch verwaist
In meinem Geiste wirket fort sein Geist,
In mir sich seines Lebens Spuren künden.

Die Musen kränzten seinen Lebensgang,
Verliehen ihm, daß in des Wortes Hülle
Er fassen konnte mächt'ge Liebesfülle,
Und einen Geist, der Alles kühn durchdrang.

Und so hat mich der Kummer nicht entmannt
Zu niedrig schwachem Thun: denn in mir lebt
Ein Ideal, das meinen Geist erhebt
Und eine Kraft liegt in dem Gram gebannt.

Auch hat mir das erfinderische Leid,
Das sonst sich Seelenkämpfen gern ergeben
Den jähen Stoß vertheilt durch's ganze Leben
Und so gebrochen seine Bitterkeit.

Des Herzens Regungen darum erwachen
Für Freunde wieder aus den frühern Tagen;
Noch ziemt es mir den Träumen zu entsagen,
Den mächtigen, die uns zu Menschen machen.

Ich werb' um deine Liebe, denn erkannt
Hab' ich den Frevel übergroßer Trauer;
Ich, Theil des Freundschaftsbundes, dessen Dauer
Der Zeiten Herrschaft siegreich überwand;

Und auch fürwahr die Zeit wird überwinden,
Und ewig ist, von Furcht und Bangen frei;
Es wird der Mond und Jahre Tyrannei
Hier nie und nimmermehr den Eingang finden.

Doch wenn der Lenz die kleinen Bäche schwellt,
Und Sommer duftig auf den Fluren schwebt,
Und wenn im Herbst der welke Wald, belebt
Vom wüsten Schrei der Dohlen wieder gellt,

Und jeder Puls von Wind und Well' und Luft
Zieht mich bei Licht und Dunkelheit hinab
Zu meiner alten Freundschaft in dem Grab,
Zu meiner Jugendliebe in der Gruft.

Und meine Freundschaft in dem Grabe scheint
Ein Theil der Stille, die inbrünstig spricht:
„Erhebe dich! versäum' das Leben nicht,
Such' für die Zukunft einen andern Freund.

Ich schau' auf dich vom stillen Ufer her,
Es kann dein Geist hinab zu meinem reichen,
Doch in der Menschensprache lieben Zeichen
Da sprechen wir wohl Beide nimmermehr!"

Und ich: „Kann noch der Erde Nebel trüben
Der Freien sternenklare Heiterkeit?
Wie ist's? Nimmst du noch Theil an meinem Leid,
Kannst du selbst schmerzlos mich mit Schmerzen lieben?"

Und leise schwebt ein Flüstern mir zurück:
„Wohl ist es schwer für Dich dies zu durchdringen;
Ich höre Harmonien um mich klingen,
Der heitre Ausgang alles Seins ist Glück."

So treibt's mich mit dem Todten zu verkehren,
So dünkt's mich würd' er sprechen oder fühlen;
Und so soll Kummer mit Symbolen spielen
Und sehnend Leben sich von Träumen nähren.

Und so im Hinblick auf ein festes Ziel,
Bewußt daß alle Endlichkeiten schwinden,
Daß Liebe wird die Liebe wiederfinden,
Bitt' ich mein Freund, vergib mir mein Gefühl.

Wahr lieb' ich dich, wenn auch die Frische fehlt,
Ich muß die Bruderhand ergreifend sagen:
Ich könnt' nicht, wenn ich wollte, übertragen
Auf dich, was Alles mich für ihn beseelt.

Denn wer sind sie, die unablässig streiten
Für goldner Jugendstunden heil'ge Rechte?
Ach! erste Lieb' und Freundschaft, gleiche Mächte,
Die einst das Herz, das unberührte, weihten.

Allein das meine, das jetzt grambeklommen,
Und an verlassner Stätte einsam schlägt,
Das noch gedenkt, wie liebend er's gehegt,
Doch nicht mehr schneller schlägt bei seinem Kommen,

Es mag nicht ruh'n, ob's auch verwaist sich härmt,
Nur in der Liebe aus vergangnen Tagen,
Doch möchte gleichen Schlag mit einem schlagen,
Das eine andre Menschenbrust erwärmt:

So nimm die unvollkomm'ne Gabe an,
Du weißt, daß stets die Primel lieblich blüht,
Und daß die Primel, die der Sommer zieht,
Sich mit der Lenzesblüte messen kann.

LXXXV.

Süß nach Gewittern, balsamreiche Luft,
Strömst du hervor aus prächt'gem Abendglühn,
Und gleitest über Feld und Fluren hin,
Fortscheuchend langsam mit dem würz'gen Duft

Das Heer der Wolken an dem Himmelskreise,
Jetzt durch die thaubehängten Bäume säuselnd,
Den Fluß mit leichten Schattenringen kräuselnd,
O fächle meine Stirne lind und leise

Die Fieberglut mir von der Wang' zu scheuchen,
Durchflute mich mit neuem Leben wieder,
Bis Tod und Zweifel, die unsel'gen Brüder
Mit ihren Traumgestalten von mir weichen.

Vom Purpursaum, der Meer und Luft geschieden,
Auf dufterfüllten Bahnen flutend fern,
Bis hin zu jenem bleichen Abendstern
Da flüstern hundert Geisterstimmen „Frieden!"

LXXXVI.

Ich weilte in den altehrwürd'gen Hallen,
Wo mir entflohn die frohe Studienzeit,
Und schlendernd durch die Straßen hört' ich heut
Denselben lustig lauten Lärm erschallen.

Wie früher in den Klosterhallen sangen
Die hohen Orgeln ihre Sturmgesänge;
Und es erbebten durch die Donnerklänge
Die Heiligen, die auf den Scheiben prangen.

Denselben fernen Ruf vernahm ich hier,
Der Ruder Rhythmus, die den Wettlauf wagen
Vorbei an Ufern, wo die Weiden ragen; —
Und Fluß und Brücken ließ ich hinter mir,

Derselben Flächen grau einförmig Licht,
Vorbei noch an den alten Lindenbäumen,
Dahin wo er gewohnt, nach jenen Räumen —
Dasselbe fühlend, doch dasselbe nicht.

Ein andrer Name an der Thür war —
Ich zögerte: von innen wirrer Klang
Von Gläserklirren, Beifall und Gesang,
Das wüste Treiben einer Zecherschaar,

Hier wo ein Kreis sich fand in Jugendkraft
Sich in der Zeiten Fragen zu versenken
Die leichtbeschwingte Rede frei zu lenken
Auf Staat und Kunst, auf Handel, Wissenschaft.

Dann zielte Einer wohl auf rechte Weise,
Doch war der Bogen allzuschlaff gespannt;
Ein Andrer traf nur in den äußern Rand,
Ein Dritter hie und da die innern Kreise,

Bis er, der Meister, that den Meisterschuß
Das Ziel zerspaltend und — ein Jeder lauschte,
Wer hätte ihn gehört, den nicht berauschte
Der freien Rede feuriger Erguß

Mit Kraft und Anmuth Geisteskampf zu schlichten,
Harmonisch auf des Denkers strenger Bahn
Zum Lichte der Erkentniß — wenn wir sähn
Den Gott im Innern ihm das Antlitz lichten,

Und die Gestalt verklären göttlich froh,
Und glühen aus der Augen tiefem Blau,
Und drüber wölbte sich der mächt'ge Bau
Der Stirne eines Michel Angelo.

LXXXVII.

Dein schmelzender Gesang, o Nachtigall,
Verkündet Eden in den Blütenhainen,
Weißt du, wo Schmerz und Seligkeit sich einen,
Wo sie sich finden in dem weiten All?

Ich hör' im dunkeln Laube deine Brust
Oft widerstreitende Gefühle singen,
Durch deine allertiefsten Klagen klingen
Oft helle Klänge von verborgner Lust.

Und ich — ich zwinge heut' nicht alle Saiten
Zu meines Grames düstrer Melodie:
Ein Klang der großen Weltenharmonie
Will über meine Saiten zitternd gleiten.

LXXXVIII.

Ihr Ulmen, die ihr auf dem weiten Plan
Ein wechselnd Netz von Licht und Schatten spannt,
Du Sykamore mit der Blätterwand
Die hochgethürmt zum Himmel strebt hinan!

Wie oft fand er, des lauten Treibens satt
Erquickung nicht in eurer Schattengruft,
Entlastend sich in gastfreundlicher Luft
Von allem Staub und Lärm und Qualm der Stadt.

An Allem hing sein Blick mit Wohlgefallen;
Er mischte sich in unsre frohen Spiele,
Er liebte sie nach lärmendem Gewühle,
Nach staub'gen Sälen der Gesetzeshallen.

O Glück, wenn er in dieser stillen Hut,
In ein ambrosisch Dämmerlicht gehüllt,
Die Kühle trinken konnte und das Bild
Der Landschaft schimmern sah durch Mittagsglut.

O süßer Klang, wenn dann der Sorgen Saat
Im Morgenthau vom Schwung der Sichel fiel,
Der Wind im Garten trieb sein loses Spiel,
Und reife Birnen streute auf den Pfad.

O Seligkeit, wenn auf dem weichen Gras
Wir uns im Kreise hingelagert hatten,
Und er geborgen unter eurem Schatten
Italiens Dichter uns begeistert las.

Wenn in der Abendstunden goldner Pracht
Die Schwestern hier die alten Lieder sangen,
Die sich mit Harfenton zum Monde schwangen,
Der hell herauffstieg aus der stillen Nacht.

Nicht minder süß, ward es uns hier zu enge,
Zu wandern weiter an dem Saum der Halde,
Mit einem Schmause in dem fernen Walde
Zu kürzen eines Sommertages Länge.

Dann von dem leichtbeschwingten Wort gelenkt
Ward hier der Werth von Buch und Schrift erwogen,
Des Vaterlandes Wandlung wir durchflogen,
Bis in sokrat'sche Träume wir versenkt.

Doch wenn der regen Stadt ich Beifall gab,
Erwiderte er gern ein spottend Wort:
„Zerrieben in der großen Mühle dort,
Da schleifen wir die scharfen Ecken ab,

Und überziehn mit Form und Firnißglätte
Den schönen Reiz der Eigenthümlichkeit." —
Am Strome hingestreckt verrann die Zeit,
Die Flasche Wein lag in dem moos'gen Bette,

Zur Kühlung auch im feuchten Ufersand;
Und endlich kehrten heimwärts wir von fern,
Noch eh' der rothumsäumte Sonnenstern
Im tiefen Schoß des Meeres zögernd schwand.

Umstrickt von Wiesenblumen strich der Fuß,
Und durch die Hecken blütenüberstreut,
Erklang der Herden munteres Geläut
Und der geschäft'gen Bienen Abendgruß.

LXXXIX.

Der hat die Liebe nur getheilt genossen,
Trank nie aus unentweihtem Himmelsborn,
Der ausgestreut zuerst dies bittre Korn,
Woraus der Menschheit schlimme Saat entsprossen:

Daß, wenn die Todten wieder auferstünden,
Auf deren brechend Auge Thränen flossen,
Sie würden bei den einstigen Genossen
Nur einen eiseskalten Willkomm finden:

Wohl thut es gut, wenn weich vom Wein erregt
Mit einer Thräne ihrer zu gedenken,
Sich sehnend in ihr Wesen zu versenken,
Das die Erinnerung halb göttlich hegt;

Doch wenn sie kämen, die im Grabe bleichen
Und säh'n die Braut dem Fremden zugewandt,
Ihr Gut in eines Erben harter Hand
Nicht Willens auch nur Einen Tag zu weichen;

Ja, blieb' auch Kindesliebe treu hienieden,
Des Vaters Rückkehr würde nur erbittern,
Verwirrung schlimmer als der Tod erschüttern
Die Pfeiler von des Hauses stillem Frieden.

Doch Du, o komme nur zurück zu mir:
Denn welchen Wechsel auch die Jahre wecken,
Noch kann ich kein Gefühl in mir entdecken,
Das eins nicht wäre mit dem Wunsch nach Dir.

XC.

Wenn rosig sproßt der Lärchenbaum,
  Wenn kaum ertönt der Drossel Schlag,
  Wenn in dem blätterlosen Hag
Die Schwalbe huscht im kahlen Raum:

Komm! in der mir bekannten Hülle,
  Die deinem Geist hier eigen war;
  Auf deiner Stirne leuchte klar
Verheißner Jahre Hoffnungsfülle.

Wenn Sommerwinde Segen säuseln,
  Aus Rosen süße Düfte quellen,
  Wenn sich des Kornes weiche Wellen
Im goldnen Sonnenlichte kräuseln:

Komm! nur im nächt'gen Dunkel nicht,
  Doch in der Sonnenstrahlen Tanz;
  Komm! in des Geist's verklärtem Glanz,
Und wie ein schön'res Licht, im Licht!

XCI

Enthüllte ein Gesicht mir deine Züge,
Ich würd' sie für ein Traumgebilde halten,
Nur für des Hirnes nicht'ge Truggestalten;
Ja! ob es spräche und zurück mich trüge

Zu manchem Denkstein der Vergangenheit,
Da du und ich gewallt die gleiche Bahn,
Ich spräche nur: „Erinn'rung weht mich an
Und flüstert von dahingeschied'ner Zeit."

Ja! ob es sprechend auch dem Blick enthüllte
Geschicke schwebend auf des Jahres Pfad,
Und ob der Monde näherrollend Rad
Den geistergleichen Warnungsruf erfüllte:

Nicht würd' ich deine Mahnung darin finden,
Nur jenes Vorgefühl, das in uns spricht,
Und der Ereignisse fernleuchtend Licht,
Sich oft schon kündend, eh' sie selbst sich künden.

XCII.

Ich werde dich nicht sehen! Darf ich's sagen,
Zerrissen hätte nie ein Geist das Band,
Das fern ihn hält vom seinem Erdenland,
Wo wandelnd er zuerst den Staub getragen?

Nicht sichtbar mit den einst geliebten Zügen,
Doch er, der Geist, kann sich ja erdwärts neigen,
Wenn alle Nerven unsrer Sinne schweigen,
Kann Geist an Geist, kann Seel' an Seel' sich schmiegen.

O darum, aus dem unsichtbaren Sein,
Wo du mit Göttern tauschest Seligkeiten,
O aus den undurchdrung'nen Weiten,
Und aus der Wandlungen verschlung'nen Reih'n,

Schweb' nieder, fühle, höre was ich flehe,
Zu stark der Wunsch im Wort ihn auszudrücken,
Daß in des Körpers überhüllten Blicken,
Mein Geist sich fühle in des deinen Nähe!

XCIII.

Von Herzen lauter und am Geist gesund,
Durch Gotteskraft der Liebe stark und rein,
So müßte wohl der Mensch beschaffen sein,
Würd' ihm Gemeinschaft mit den Todten kund.

Vergebens rufst du, oder wer hienieden
Herab die Geister von den gold'nen Tagen,
Es sei, du könntest ihnen gleichend sagen:
„Es ist mein Geist mit aller Welt in Frieden."

Sie weilen nur in stiller Herzenshut
Und in des Geistes lautern Träumerei'n,
In der Erinn'rung, die noch wolkenrein,
Und im Gewissen klar wie ruh'nde Flut.

Doch wo das Herz von Aufruhr ist geschwellt,
Und Zweifel an der Pforte Einlaß fand,
Da an den Thüren lauschen sie gebannt,
Den Mißton hörend aus der innern Welt.

XCIV.

Wir weilten heute auf dem Rasen spät,
Warm war das Gras und weich die Abendluft,
Und an dem Himmel hing des Sommers Duft
Gleich einem Silberschleier hingeweht.

Und ruhig sank die Nacht mit leisen Schwingen
Auf uns herab; es zirpte keine Grille;
Der ferne Bach nur unterbrach die Stille
Und vom Altan der Urne leises Singen.

In würz'ger Luft der Fledermäuse Schwirren,
Der Florgestalten, die das Helle fliehn,
Mit woll'ger Brust und Kopf von Hermelin
Und starren Augen in der Dämm'rung irren.

Indessen wir die alten Lieder sangen,
Die hallten fort zur Halde, wo die Herde
Hell schimmernd lag und liebend um die Erde
Die Bäume ihre dunkeln Arme schlangen.

Doch als nun Einer nach dem Andern ging
Und sich von mir und von der Nacht gewandt,
Und in dem Hause Licht nach Licht verschwand,
Und mich die Einsamkeit nun ganz umfing:

Da fühlt' ich meine Seele heiß entbrennen:
Ich las von schönen Tagen, die vergangen,
In theuern Briefen einst von ihm empfangen,
Gefall'ne Blätter, die nicht welken können.

Und seltsam sie die Stille unterbrachen,
Die Worte lautlos sprechend; seltsam war
Der Liebe stummer Ruf: unwandelbar
Sei sie im Zeitenlauf und seltsam sprachen

Auch Glaube und Verstand, die kühn gerungen,
Bei Zweifeln weilten, wo der Feige bebt,
Und durch die Schlingen, die das Wort gewebt
Zum reinen Quell der Wahrheit durchgedrungen.

So sank mir Wort für Wort tief ins Gemüthe,
Wie Gruß vom Todten aus der frühern Zeit,
Und plötzlich schien die Seele mir befreit,
Wie wenn die seine hin zur meinen sprühte,

Und meine Seele liebend so umhegt
Hob sich zu überirdischen Gedanken,
Und fühlte frei von allen Erdenschranken
Den tiefen Pulsschlag, der die Welt bewegt,

Aeonenklang hielt in des Gleichmaß' Reihe
Der Zeiten Schritte — der Geschicke Flug —
Des Todes Schläge. Endlich, ach! zerschlug
Ein Zweifel der Entzückung heil'ge Weihe.

O unbestimmtes Wort! denn schwer fürwahr!
Der stoffgeprägten Sprache anzupassen
Und noch erinnernd mit dem Geist zu fassen,
Was ich in jenem Traum geworden war.

Die zweifelhafte Dämm'rung war vergangen,
Ich sah die Halde wieder, wo die Herde
Hell schimmernd lag und liebend um die Erde
Die Bäume ihre dunkeln Arme schlangen.

Aus ferner Dunkelheit begann zu quellen
Ein sanfter Wind und zitternd sich zu regen,
Der Sykamore Blätter zu bewegen
Und zu verbreiten leise Dufteswellen,

Und über mir mit frischerm Flügelschlag
Er jetzt die dichten Ulmenkronen wiegte,
Sich an die festgeschlossnen Rosen schmiegte,
Die Lilien schaukelte und flüsternd sprach:

„Es tagt, es tagt!“ um leise zu verhallen —
Und West und Ost vermischten ohne Beben
Ihr schimmernd bleiches Licht, wie Tod und Leben,
Um in den unbegrenzten Tag zu wallen.

XCV.

Du sagst, doch sagst du es so sanft und mild,
O weiches Herz, du, deren helle Blicke
Sich trüben bei dem Tode einer Mücke,
Du sagst, daß Zweifel aus der Hölle quillt.

Ich weiß es nicht: den Einen kannt' ich zwar,
Der konnte manche tiefe Frage deuten,
Erst tönten unrein seiner Harfe Saiten,
Doch stimmte er zuletzt sie rein und klar.

Rein in der That, im Denken und Begehren,
Gelang ihm endlich reinster vollster Klang:
Mehr Glauben lebt im offnen Zweifelsdrang,
Denn in der Hälfte aller Glaubenslehren.

Er rang mit Zweifeln und nahm zu an Kraft;
Ließ nimmer blinde Vorurtheile walten,
Sah' fest ins Aug' des Geistes Truggestalten
Und schlug sie siegreich in der Fesseln Haft.

So ward zuletzt ein stärkrer Glaube sein,
Und Gotteskraft war mit ihm in der Nacht;
Dieselbe Kraft, die Licht und Dunkel macht
Und nicht im hellen Lichte wohnt allein:

Nein! auch in Finsterniß und Sturmeswettern,
Wie einst sie sich um Sinai's Gipfel legte,
Indessen Israel die Götzen prägte
Erscholl auch noch so laut Posaunenschmettern.

XCVI.

Es sprach mit Fels und Bäumen meine Liebe:
Sie findet in den Thälern dunsterfüllt
Ihr eignes ruhmgekröntes Schattenbild;
Sie sieht nur sich im ganzen Weltgetriebe.

Zwei Gatten, die vereint durch's Leben ziehn —
Ich schaute sie und dachte nur an Dich,
Wie Du zu groß, zu räthselhaft für mich,
Und meine Seele mir die Gattin schien.

Einst wandelten sie Hand in Hand die Beiden,
Einst schlug Ein Herz, wo jetzt der Herzen zwei;
Ihr Wiedersehn schuf aus Dezember Mai,
Sie fühlten Todesschmerz bei jedem Scheiden.

Noch starb die Liebe in den Beiden nicht;
Die Tage, die sie nicht vergessen kann,
Sind Bürge ihr, er hängt noch treu ihr an,
Was immerhin der Mund der Leute spricht.

Ihr Leben ist verarmt, er weilt allein,
Er liebt sie noch, sie will nicht weinend sorgen,
Ob auch versenkt in Dinge tiefverborgen
Ihm ihre Liebe Nichts mehr scheint zu sein.

Er forschet in der Seele Labyrinth,
Er lies't in den Geheimnissen der Sterne,
Er scheint so nahe und er scheint so ferne,
Er blickt so streng, sie glaubt ihn mildgesinnt.

Sie wahret was aus frühern Zeiten her;
Von einst'gem Glück ein welkes Veilchen spricht;
Sie kennt die Größe seines Wesens nicht,
Dafür, für Alles liebt sie ihn nur mehr.

Für ihn kann sie die alten Lieder singen,
Von früher Treu, versprochnem Liebespfand;
Ihr sind des Hauses Pflichten nur bekannt,
Und er, er weiß von so viel tausend Dingen.

Ihr Glaube wanket nicht, wird nimmer trübe,
Sie fühlet dunkel, daß er groß und gut,
Sie hänget treu an ihm mit gläub'gem Muth:
„Verstehen kann ich's nicht — allein ich liebe!"

XCVII.

Du scheidest von uns: ziehest hin zum Rhein,
Zu jenen Bergen schön und sonniggrün,
Die ich mit ihm gesehn und Du wirst ziehn
Auf Sommerpfaden reich an Korn und Wein,

Hin wo sein letzter Lebenshauch verweht,
Zu jener Stadt. Allein ihr prächtig Schimmern
Dünkt mir so trüb', wie eines Irrlichts Flimmern,
Das todtem Aug' aus Lethe aufersteht.

Mag immerhin die stolze Donau winden
Die schönen Arme um die Inselauen:
Ich habe nicht geschaut, ich will nicht schauen
Das reiche Wien: mir träumt, daß dort zu finden

Dreifache Dunkelheit, daß Todesengel
Schon bei Geburt und Hochzeit gierig lauern;
Mehr Freunde scheiden und mehr Väter trauern
An offnen Gräbern; und daß tausend Mängel

Nach Menschenfersen packen, Raub erjagen
Von jedem kalten Herd; daß Sorge wacht
Den Schatten schleudernd auch auf Fürstenpracht —
Und dennoch hörte ich ihn selber sagen:

Daß wohl in keiner andern Stadt der Welt
Sich auf und ab mit stolzerem Gepränge
Ergießt die Doppelflut der Wagenmenge
Durch Park und Vorstadt, unterm Schattenzelt

Der hohen Bäume; und daß mehr Behagen
Kein andres Volk vermöchte so zu fühlen,
Als wenn bei Lampenschein und Sang und Spielen
Die leichterregten Pulse schneller schlagen

In Bud' und Zelten, in der Hofburg Hallen;
Und wenn die Paare wirbeln in dem Reigen,
Die Feuerflocken in die Lüfte steigen
Und in smaragdenem Regen niederfallen.

XCVIII.

Und wirst du wieder, dunkler Tag, geboren,
So laut von Vögelstimmen auf der Erde,
So schwer und voll vom dumpfen Ruf der Herde,
Tag, da der Menschheit Blume ich verloren.

Du zitterst durch dein trübes Morgenroth
Auf dem geschwoll'nen Bach, der eilig schäumt
Durch Wies' und Wald, wo die Erinn'rung träumt
Von der Vergangenheit und ihm, der todt.

Du murmelst jetzt dein Lied in Waldesstille,
Und höhnst den Kummer, den die Zukunft hegt,
Und höhnst den Herbst, der hie und da schon legt
Die Feuerfinger auf die Blätterfülle.

Du weckst mit mildem Balsamhauche Leben
Bei Myriaden in der Erde Brust,
Gefühl des Werdens, bräutlich süße Lust,
Und bei Myriaden mehr — des Todes Beben.

O wer sie immer sind, die bang erschauern
Von Pol zu Pol in kalter Todeshand,
Heut' sind sie meinem Herzen nah verwandt,
Die ohne mich zu kennen, mit mir trauern.

XCIX.

Zum Hügel steige ich: zu meinen Füßen
Dehnt sich der Landschaft Bild von Saum zu Saum;
Ich finde keine Stelle in dem Raum,
Von der Erinnerungen mich nicht grüßen.

Der Maierhof, die Hürde auf der Haide,
Das tiefe Moor, das flüsterndweiche Ried,
Der Bretterzaun, der sich um Wiesen zieht,
Die Herdenspur hinauf zur offnen Weide.

Der schimmernd silbergraue Eschenhain,
In dem des Hänflings letzter Triller tönt,
Der Steinbruch, der vom Berg sich seitwärts dehnt
Verrufen durch der Dohlen zankend Schrei'n.

Der Quell, der murmelnd sich vom Felsen wendet,
Der Wiesenfluß, der sich so munter schwenkt,
Vom Schlangenlauf der grünen Trift gelenkt,
Die wohlgenährten Herden Nahrung spendet:

Ein Jedes hat dein liebes Aug' erfreut
Und Alles spiegelt schönre Tage wieder,
Und wie ich scheidend steig' vom Hügel nieder
Scheint mir's, Du stürbest mir noch einmal heut!

c.

Unbeachtet verflattert im Garten die Blüte,
Und der Zweig wieget sich einsam im Winde;
Unbemerkt verdorret des Ahorns Rinde,
Und die Buche verblaßt, die golden erglühte.

Ungeliebt reihet die Sonnenblume
Flammende Strahlen um's goldig glänzende Haupt,
Und die Nelke säuselnden Winden erlaubt
Sommers würzige Düfte zum Eigenthume.

Ungeliebt schäumet der Quell vom Gestein,
Rauschet durch Waldesdunkel hernieder in's Thal;
Nur am Tage erschaut ihn der Sonne Strahl,
Oder des Nachts der Gestirne glitzernder Schein.

Ungehegt schlängelt er sich durch die Trift,
Ueberschwemmet den Busch, den der Reiher bewohnt,
Oder zerbricht in Silberpfeile den Mond,
Wenn er in nächtlicher Stille über ihm schifft;

Bis um den Garten und um die verödeten Stätten
Sich ein Netz neuer Erinn'rungen spinnt,
Die mit dem Reiz der Gewohnheit das fremde Kind
Fester der Landschaft mit jeglichem Jahre verketten;

So pflügt der Landmann in jeglichem Jahre das Land,
Das ihm zur Heimat geworden und heget den Baum,
Und mit jeglichem Jahre erbleichet der Saum,
Den um die fernen Höhen Erinnerung spannt.

CI.

Wir scheiden von der vielgeliebten Stelle,
Wo wir zuerst zum Himmel aufgeschaut;
Dies Dach vernahm den ersten Schmerzenslaut,
Das nun dem Fremden heimatliche Schwelle.

Wir scheiden; doch eh' wir von hinnen gehn,
Wie ich noch einmal durch den Garten schreite
Da geben mir zwei Geister das Geleite,
Die beide auf der Liebe Recht bestehn.

Der Eine flüstert: „Hier vor langer Zeit
Sang deine Kindheit ihre Frühgesänge,
Vernahm aus dieses Nußbaums Fruchtgehänge
Des Vogels leise Liebeslust und Leid."

„Wohl wahr", der Andre spricht „allein hierher
Hast Du Dich oft in spätrer Zeit gewandt,
Mit dem verlornen Freunde Hand in Hand,
Und das macht Dir den Abschied dreifach schwer."

So stritten sie sich wohl den halben Tag
Und Jeder sprach vom Recht, das ihm gebührt.
O arme Gegner, die Ihr's Spiel verliert,
Wenn keiner sich dem andern fügen mag.

Zum Abschied wend' ich mich und wie ich eben
Die theuern Heimatsstätten will verlassen,
Seh ich die Beiden liebend sich umfassen
Und in der Wehmuth reines Bild verschweben.

CII.

In jener Nacht bevor wir schieden
Von unserm heimatlichen Herd,
Hab' ich im Traum mit ihm verkehrt,
Das gab mir für den Morgen Frieden.

Mir träumt' ich weilt' in hohem Saale,
Und von den fernen Bergeshöh'n
Da rauschten Quellen ungesehn
In einen Fluß tief in dem Thale.

Und Jungfraun in der Halle sangen
Von Dem, was gut und wahr und schön;
Und in der Mitte sah ich stehn
Ein Bild, dem ihre Lieder klangen.

Ob die Gestalt verhüllt auch war,
Ich habe sie doch gleich erkannt:
Er war es, den ich Freund genannt
Und lieben werde immerdar.

Und eine Taube sah ich nah'n,
Die brachte mir vom Meere Kunde:
Ich müßte fort noch diese Stunde.
Da huben sie zu weinen an.

Doch gaben sie mir das Geleit
Und führten mich zum Flussesrand,
Da lag, die Segel ausgespannt,
Ein kleines Boot zur Fahrt bereit.

Vorbei an mancher grünen Au,
Und mancher schatt'gen Felsenwand;
Und durch der Binsen gold'nes Band
Durchwebt mit Iris dunkelblau.

Und wie wir aus des Flusses Haft
Und mächtiger die Fluten wallten,
Umfloß die lieblichen Gestalten
Noch höh're Schönheit, Würd' und Kraft.

Und ich, der still saß und allein
Und sie bewachte, wurde stark;
Ich fühlte in mir Riesenmark
Und ein Titanenherz ward mein:

Denn Eine sang vom ew'gen Frieden,
Die And're von dem Loos der Sterne,
Und Eine von der weiten Ferne,
Die höherem Geschlecht beschieden.

Und reißender ging jetzt die Fahrt,
Die Fluten schäumten um uns her,
Bis wir auf off'nem hohen Meer
Ein stolzes Schiff vor uns gewahrt.

Er, den ich liebte, stand am Mast,
Doch riesengroß und hieß uns nahn:
Und schnell stieg ich zum Schiff hinan,
Und sprachlos hielt ich ihn umfaßt.

Da wußten sie sich nicht zu fassen:
„Du kränkst uns", jammerten sie bang,
„Wir dienten Dir doch hier so lang,
Und nun willst Du zurück uns lassen!"

Doch ich berauscht vom Glücke mein,
Mir war der Rede Kraft genommen;
Er aber sprach: „Seid auch willkommen,
Und bleibt bei uns!" — Sie stiegen ein.

Und wie von Windeshauch erbebte
Musik aus Segelwerk und Tauen,
Wir trieben hin zum Morgengrauen,
Das goldig auf der Tiefe schwebte.

CIII.

Es naht heran die Weihnachtszeit,
Die Nacht ist still, der Mond versteckt;
Vom Hügel nebelüberdeckt
Tönt einer Kirche Festgeläut.

Und ihrer Glocken einsam Singen
Weckt mir in dieser Zeit des Schlummers
Ein einsames Gefühl des Kummers,
Daß fremde meinem Ohr sie klingen.

Sie tönen wie ein fremder Mund
Im Lande, wo Erinn'rung schweigt,
Kein Markstein früh're Tage zeigt
Und fremd und ungeweiht der Grund.

CIV.

Heut' Abend laßt uns keine Kränze winden!
Von unserm Herd sei jeder Schmuck verbannt!
Wir leben fremde in dem fremden Land
Und fremd wird sich die heil'ge Nacht uns künden.

Was wir geliebt, ruht in der Heimat dort
Und stille unter and'rer Schneeeshülle;
Dort blüht zur rechten Zeit des Geißblatt's Fülle,
Die Veilchen kommen, aber wir sind fort.

Nicht mehr soll grillenhafter Gram beflissen
Die Stunden hintergehn mit Festlichkeiten,
Denn and're Stätten, wie der Lauf der Zeiten,
Sie haben Bande todten Brauch's zerrissen.

Nur mögen Sorgen mit den kleinen Lasten,
Am meisten prüfend unser Erdenleben,
Vom einst geliebten Abend fort sich heben,
Und der Vergangenheit zu Liebe rasten.

Doch keinen Reigen und was sonst der Brauch
Und lasset keine Bowle dampfend schäumen:
Wer wird mit alten Formen sich versäumen,
In denen todt der Seele Lebenshauch!

Drum keinen Sang, kein Spiel, kein lautes Fest!
  Rührt nicht die Saiten, weder Ton noch Regung,
  Bis auf die leise dämmernde Bewegung,
Die schon der helle Morgen schimmern läßt

Von Zukunftswelten dort am Waldesrand.
  Es schläft der Sommer lange in dem Keim;
  Vollende Zeit den Gang und bringe heim
Die reiche Ernte, die der Hoffnung Pfand.

CV.

Ihr Glocken läutet aus mit wildem Klang
Die Winterstürme und des Eises Nacht:
Das Jahr liegt sterbend in der Mitternacht;
So läutet's aus mit wildem Grabgesang.

Und läutet fröhlich ein das neue Jahr,
Verkündet über schneebedeckte Haiden:
Es stirbt das Jahr! so laßt es denn verscheiden!
Was falsch mit ihm und läutet ein was wahr!

O läutet aus den Gram um unsre Todten,
Der an dem Mark der Seele schleichend zehrt;
Die Zwietracht, welche Reich und Arm entehrt,
Und läutet ein der Menschheit Friedensboten!

So läutet aus was längst des Todes harrt:
Den überlebten Hader der Partein;
Des Lebens edlre Formen läutet ein,
Mit Sitten und Gesetzen lautrer Art.

Und läutet aus die Sünde, Mangel, Pein,
Die glaubensleere Kälte unsrer Tage!
Und meiner Lieder kummerschwere Klage,
Und läutet den vollkomm'nern Sänger ein!

Und läutet aus den falschen Kastengeist!
Verläumdung, Haß und unduldsamen Neid!
Und läutet Wahrheit ein und Redlichkeit,
Und Liebe, die sich Jedem thätig weis't!

Und läutet aus was siech und ungesund!
Die Gier nach Geld aus enger Herzensöde!
Und läutet aus die ewig alte Fehde,
Und läutet ein den ew'gen Friedensbund!

O läutet Freiheit ein und Tapferkeit!
Das weitre Herz, die liebevoll're Hand!
Und läutet aus die Finsterniß im Land,
Und läutet ein den Christen künft'ger Zeit!

CVI.

Es ist der Tag, der einstmals Dich geboren,
Ein rauher Tag, der hinterm Purpurrand
Des frost'gen Nebels allzufrüh entschwand
Und ließ uns bald in Dunkelheit verloren.

Nicht Blumen gönnet uns die Jahreszeit
Das Mahl zu schmücken. Grimm'ger Nord und Ost
Entsenden Windesschauer und der Frost
Schärft Dolche aus den Eiseszapfen heut,

Und sträubt empor Gebüsch und Dornenhecken
Zum kalten Mond, der überm Walde starrt
Und mit den nackten Rippen knirscht und knarrt
Wenn ihn die wilden Wirbelwinde necken

Und seine blätterlosen dürren Glieder
Mit ihren unbarmherz'gen Griffen zausen,
Um auf dem roll'nden Meer sich auszubrausen,
Das an die Küsten peitscht. — Doch setzt Euch nieder,

Laßt auf den Herd gewalt'ge Scheiter legen,
Um anzuschüren starke Feuersglut.
Kommt! füllt die Gläser! sprecht mit heiterm Muth
Von allen Dingen, als sei er zugegen.

Wir feiern so des Tages Rückkehr wieder
Nach altgewohntem Brauch mit Heiterkeit.
Wo er auch sei, dies Glas sei ihm geweiht
Und laßt uns singen seine Lieblingslieder.

CVII.

Ich will mich nicht von meines Gleichen trennen,
Und daß ich nicht erstarrend werde Stein
Vom eignen Kummer zehren nur allein,
Noch meine Seufzer flücht'gen Winden gönnen.

Wozu ist unfruchtbarer Glaube gut,
Und eitle Sehnsucht, mögen sie sich schwingen
Empor zum höchsten Himmel oder dringen
Tief in des Todes unerforschte Flut.

Was finde ich auf höchster Himmelsbahn
Als mein Phantom, das seine Lieder singt,
Und aus des Todes dunkeln Fluten winkt
Auch nur ein Menschenangesicht mich an.

So will ich lieber von den Früchten zehren
Des Kummers, die im Erdenlicht gedeih'n;
Man sagt, der Kummer könne Weisheit leih'n,
Kann gleich dein Grab mir Weisheit auch gewähren.

CVIII.

Des Herzens Fülle, wenn das Wort sich tauschte
Aus nie versiegtem Quell der Häuslichkeit;
Des hellen Geistes klare Sicherheit
Die prüfend jedem Schritt der Musen lauschte;

Ein seelenvoll Verständniß und die Kraft
Den Zweifel zu erfassen, zu bezwingen;
Begeisterte Vernunft, auf Feuerschwingen
Den Hörer hebend aus begrenzter Haft.

Ein hoher Sinn, der nur das Gute liebte,
Doch frei von düsterem Zelotenthume;
Der ersten Liebe schneeig reine Blume,
Die nicht die Glut der Jünglingsjahre trübte;

Und Liebe für die Freiheit, wie sie selten,
Für jene Freiheit, die zum Königssitze
Sich England wählte; nicht die Schülerhitze
Und fieberkranken Zuckungen des Celten;

Und Männlichkeit verwebt mit Frauenmilde,
Daß auch ein Kind, sich willig an Dich schmiegend,
Vertrauensvoll die Hand in Deine fügend
Gefunden Trost in Deiner Schönheit Bilde.

Dies Alles war: So schaut' ich Dich auf Erden,
Und schauten meine Blicke Dich vergebens
Trifft größre Schmach mich für den Rest des Lebens,
Läßt Deine Weisheit mich nicht weiser werden.

CIX.

Zu Deinen Worten eilten voll Verlangen
Gereifte Männer von erprobtem Werth:
Das schwache Herz, der Sorgen weiter Herd,
Vergaß in Deiner Gegenwart zu bangen.

Dich hielten edle Herzen fest umschlungen,
Halb gab der Stolz des Stolzen sich gefangen,
Nicht trachteten in Deiner Näh' die Schlangen
Zu zischen mit geschäft'gen Doppelzungen.

Die Strengen wurden milde, warst Du da,
Der leichte Sinn lieh Dir ein willig Ohr;
Es ward erweicht der starrgeword'ne Thor
Und wußte nicht, warum es ihm geschah.

Und ich, der Liebste Dir, saß still dabei,
Und fühlte Deinen Ruhm, als wär' er mein,
Und liebte mehr noch Alles, weil es Dein,
Den frommen Sinn, die Anmuth frank und frei;

Nicht mein die Milde und die Kraft nicht mein,
Doch mein die Liebe für mein ganzes Leben,
Und liebentstammt das unerreichte Streben
Dir nachzueifern und Dir gleich zu sein.

CX.

Der rohe Mensch, ob ihn des Zufalls Spiel
Auch auf des Ranges höchste Stufen stellt,
Ob er ein Zepter in den Händen hält,
Fürst durch Geburt, ein Armer an Gefühl;

Der rohe Mensch, wie sehr er auch verhüllt
Durch äußre Formen seine innern Schwächen,
Es will die niedere Natur durchbrechen
Zuweilen doch den goldnen Adelsschild.

Denn wer kann immer eine Rolle spielen?
Er nur, auf den mich Alles, Alles weis't,
Er war weit mehr, als jener sanfte Geist
Der zarten Rücksicht, die er schien zu fühlen,

Doch was er schien am besten, war er nur,
Durchwob gesell'ge Pflicht mit edler Haltung,
Gleichsam wie die natürliche Entfaltung
Und Blume einer edelen Natur.

Und nie daß Groll und kleinliches Verfahren,
Und bubenhafte Laune, schnell verflogen
Den Ausdruck eines Auges überzogen,
Wo Gott und Welt im Licht vereinigt waren.

So hat er tadellos der Welt bewährt
Das Ideal vollkomm'ner Männlichkeit,
Der Männlichkeit, die jeder Geck entweiht,
Und durch unedle Sitte schnöd' entehrt.

CXI.

Den weisen Leuten dünke ich nicht weise,
Daß ich gleichgült'gen Auges nur betrachte
Die kleinern Größen und gering nur achte
Vollkommenheit im engbegrenzten Kreise.

Doch Du, den meine Lieb' am höchsten stellt,
Du bist der Grund, warum ich theilnahmlos,
— So scheint's — auf Geister schaue minder groß,
Die kleinern Streiter in dem Kampf der Welt.

Denn was warst Du? Auf einen Wink entstand
Für alle Zeiten eine neue Macht,
Und hätte Hoffnung stündlich Dich bewacht,
Sie hätte nie enttäuscht sich abgewandt.

Gewalt'ge Kräfte in der Ordnung Bahn,
Und Friedensstrecken aus dem Sturm erbeutet,
Und wellenweite Schwankungen, geleitet
In Strömungen dem Geiste unterthan.

CXII.

Man sagt, daß uns der Kummer weise macht;
Doch wieviel Weisheit ruht mit Dir begraben,
Die würde mich nicht nur geleitet haben,
Sie hätt' auch künft'gen Zeiten Heil gebracht.

Denn kann ich zweifeln, der an Dir erkannt
Den kühnen Geist, die Fähigkeit, den Willen
Zu streben, zu gestalten, zu erfüllen —
Was Du geworden Deinem Vaterland?

Ein Leben Bürgerpflichten hingegeben,
Ein Herz gesandt zur höchsten Mannesthat,
Mächtige Stimme in des Landes Rath,
Ein fester Pfeiler in dem Sturmesbeben,

Wenn zügelloser Wahn im Freiheitsringen,
Kreis't in dem Zeitenschooße neues Leben,
Zum Hebel wird die Erde auszuheben
Um sie in eine andre Bahn zu schwingen,

Mit tausend Stößen zuckend hin und wieder,
Mit Todeskämpfen und mit Raserei,
Mit Aufruhr und mit wüstem Kampfgeschrei,
Mit Wogenschlägen wallend auf und nieder.

CXIII.

Wer haßt die Wissenschaft? Wer wagt zu schmähen
Auf ihre Schönheit? Möge sie erblühn
Der Menschheit heimisch Gut! wer wagt zu ziehn
Die Grenzen ihr? Sie soll am höchsten stehen.

Allein ein Feuer brennt in ihren Zügen:
Mit dreister Miene schreitet sie einher
Und stürzt sich in der Zukunft Ungefähr,
Und Alles muß sich ihrem Willen fügen.

Erst halberwachsen, nur ein Kind und eitel —
Sie kann dem Tode nicht den Stachel rauben.
Was ist sie losgetrennt von Lieb' und Glauben,
Als eine Pallas aus Dämonenscheitel,

Die heißerglühend jede Schranke bricht,
Wenn sie um Macht den wilden Wettlauf hält.
Den Platz erkenne sie, der ihr gestellt,
Sie ist die Zweite nur, die Erste nicht.

Erst gebe höh're Hand ihr milden Sinn,
Soll Alles nicht vergebens sein; sie schreite
Geleitet Schritt vor Schritt nur an der Seite
Der Weisheit, ihrer ältern Schwester hin.

Denn irdisch ist ihr Antheil an dem Geist,
Doch Weisheit ist der Seele himmlisch Pfand.
O Du, der früh dein Ziel des Lebens fand,
Und mich zurückgelassen hier verwaist,

O würde doch die große Welt Dir gleich,
Der Du nicht reiftest nur an Kraft und Kunde,
Nein auch mit jedem Jahr und jeder Stunde
An Andacht und an Liebe wurdest reich.

CXIV.

Nun schmilzt der letzte Streifen Schnee,
Nun knospet es auf Büsch' und Hecken,
Und an den Eschenwurzeln strecken
Die Veilchen dicht sich in die Höh.

Nun klingt's im Walde laut und lang,
Die Ferne hüllet warmer Duft,
Und dort ertränkt im Meer der Luft
Wird jetzt die Lerche zum Gesang.

Nun tanzt das Licht auf Feld und Au,
Weiß glänzt die Herde in dem Thal,
Noch weißer glänzt der Segel Zahl
Auf Flussesgrün und Meeresblau.

Dort taucht die Möve in die Flut,
Und drüber zieht der Vögel Schaar,
Sie kehren heim, im neuen Jahr
Ihr Nest zu bauen für die Brut.

Es lebt und regt sich immermehr;
Auch mir regt Lenz sich im Gemüthe;
Es wird mein Gram zur Frühlingsblüthe
Und sproßt wie Alles um mich her.

CXV.

Ist's Wehmuth nur um die begrabne Zeit,
Die im April sich doppelt bitter regt,
Den Lenz empfängt und ihm entgegenträgt
Die Farbenfülle künft'ger Herrlichkeit!

Nicht Wehmuth nur: der Auferstehungsruf,
Das Leben, das dem Staube sich enthebt
Die Sinn' durchdringet und Vertrau'n belebt
Zu Dem, der diese Welt so schön erschuf.

Nicht Wehmuth ganz: ob auch dein Angesicht
In stiller Einsamkeit noch auf mich schaut
Und jene liebe Stimme, einst vertraut
Von mir und meinem Leben zu mir spricht.

So lebt doch wen'ger Kummer jetzt in mir
Um Tage glücklicher Gemeinsamkeit
Und wen'ger Sehnsucht nach der frühern Zeit,
Als die Gewißheit künft'gen Bunds mit Dir.

CXVI.

Dies ist dein irdisch Amt, o Zeit
Du hältst von meinem Element,
Von seinem Herzen mich getrennt
Zu mehren spät're Seligkeit:

Daß aus der Ferne mir erstehe
Der Wunsch nach Nähe doppelt schön;
Daß bis zu unserm Wiedersehn
Die Lust sich hundertfach erhöhe,

Für jedes Sandkorn, das verrinnt,
Für jedes flücht'gen Schattens Spur,
Für jeden Pendelschlag der Uhr,
Für jeden Morgen, der beginnt.

CXVII.

Betrachte dieses Werk der Zeit,
Den Riesen schaffend in der Jugend,
Und wähne nicht, daß Liebe, Tugend
Wie die Natur dem Staub' geweiht.

Doch glaube, daß wer Tod gelitten
Genosse wird von weitern Tagen
Zu immer edlerm Ziel. Sie sagen:
Die Erde unter unsern Tritten

Begann als flüss'ger Feuerbrand,
Und Zufall schien sie zu gestalten,
Und kreisende Naturgewalten,
Bis dann zuletzt der Mensch erstand,

Der trieb und zweigte weit und breit,
Der Herold höheren Geschlechts
Und eines höhern Heimatrechts —
So bilde er dies Werk der Zeit

Dies Mehr zu Mehr in seinem Herzen,
Und mit des Daseins Leid gekrönt
Wie Glorienschein, zeig' er versöhnt
Nicht gleicht das Leben trägen Erzen,

Doch Eisen aus des Unglücks Schacht,
Geschmolzen in der Aengste Gluten,
Getaucht in heiße Thränenfluten,
Geschmiedet durch des Schicksals Macht

Zu Nutz und Form. Auf denn und meide
Den Faunestaumel, Sinnengier;
Empor! und rotte aus das Thier,
Daß Trug und Mordlust Tod erleide!

CXVIII.

Zur Thüre treibt es mich zurück,
Vor der so oft in frühern Tagen
Mein sehnend Herz erregt geschlagen;
Doch kehr ich thränenfrei den Blick.

Es ruht die Stadt; der Wiesen Duft
Erfüllt die menschenleeren Gassen,
Und über mir hör' ich verlassen
Die Vögel zwitschern in der Luft.

Und zwischen dunkeln Häuserreih'n
Seh' ich den jungen Morgen schimmern,
Als lichten Streifen bläulich flimmern,
Und denk der alten Zeit und Dein!

Und segne Dich, denn Du warst gut,
Und Freundschaft strahlte Dir im Blick;
Kaum klagend, träum' ich mich zurück,
Daß Deine Hand in meiner ruht.

CXIX.

Ich hoff' mein Wort ist nicht umsonst erklungen:
Wir sind nicht Hirn allein, magnet'scher Tand;
Wie Paulus wilde Thiere überwand,
Hab' mit dem Tod ich nicht umsonst gerungen.

Kein fein ersonnenes Gebild in Thon:
Laß Wissenschaft erst die Beweise finden —
Und werden sie der Menschheit Trost verkünden?
Mir wenigstens erklängen sie wie Hohn.

Mag er, der weis're Mensch auf spätern Stufen
Von Kindheit an nur fühlen, denken, schaffen
Im Selbstbewußtsein eines höhern Affen,
Ich aber bin zu Anderem berufen.

CXX.

Du bleicher Abendstern! du bist bereit
Mit der begrabnen Sonne zu verblassen;
Du siehst die Welt von ihrem Tagwerk lassen
Und hinter Dir erlischt die Herrlichkeit.

Nun wird vom Joch befreiet das Gespann,
Es eilt das Boot den Heimatsstrand zu grüßen;
Du lauschest an den Pforten, die sich schließen
Und Nacht hebt in des Hirnes Kammern an.

Du heller Morgenstern! erfrischt durch Nacht
Hörst du die Welt zum großen Tagwerk schreiten;
Du siehst die Vögel ihre Schwingen breiten
Und deiner Spur folgt größre Lichtespracht.

Geschäftig fährt das Boot den Strom entlang,
Vom Ufer schallen Grüße ihm entgegen;
Du siehest das Gespann sich munter regen,
Und hörst vom Dorf des Hammers hellen Klang.

O lieber Stern! in deinem Doppellicht
Scheint Anfang sich und Ende zu verweben,
Du — wie mein jetz'ges und vergangnes Leben —
Du hast den Stand vertauscht — Du wechselst nicht!

CXXI.

O wareſt Du bei mir in jener Nacht,
    Als ich mich gegen mein Geſchick empörte,
    Zu dringen durch den dunkeln Flor begehrte,
Um wiederum zu ſchauen Sternenpracht?

Zu fühlen wieder in verklärtem Beben
    Wie Phantaſie mit mächt'ger Schöpferkraft
    In meiner Seele Sternenſphären ſchafft,
Die eins mit dem Geſetz harmoniſch ſchweben.

Warſt Du bei mir und hält des Grabes Schwelle
    Uns nicht getrennt, ſo ſei auch jetzt bei mir,
    Es werde Herz und Geiſt zur Stätte Dir,
Bis all' mein Blut in einer vollern Welle,

Mit ſchnellerm Pulsſchlag durch die Adern rinne,
    Und ich dem unbedachten Knaben gleich
    Wie einſt, an Wallungen der Freude reich
Nicht über Tod und Leben grübelnd ſinne;

Und Phantaſie entfaltend ihre Schwingen
    Der Tropfen Thau den Friedensbogen malt,
    Der Blitz in zauberiſchen Gluten ſtrahlt,
Und aus Gedanken Roſen nur enſpringen.

CXXII.

Dort rauscht die Flut, wo früher wuchs der Wald.
O Erde, welche Wechsel sahest du!
Dort athmete ein Meer in tiefer Ruh,
Wo nun der langen Straßen Lärm erschallt.

Die Berge sind nur Schatten und sie weichen
Von Form zu Form und Nichts kann hier bestehn:
Die festen Lande nebelgleich vergehn,
Wie Wolken sich gestalten und verbleichen.

Doch ich will mich in meine Seele senken
Und träumen meinen Traum und in mir tragen;
Denn ob die Lippen Lebewohl auch sagen,
Kann ich der Liebe Abschied nimmer denken.

CXXIII.

Das Wesen, das wir segenflehend nennen,
Des Glaubens Himmel und des Zweifels Hölle,
Er! Eins und Alles! Seelen-Weltenquelle!
Die große Kraft, die wir nur ahnen können;

Ich fand Ihn nicht in Welten oder Sonnen,
Im Käfer nicht, noch in des Adlers Schwingen,
Noch in des Menschengeistes kühnstem Ringen,
Der dürft'ge Spinngewebe nur gesponnen:

Doch wenn der Glaube lag in Schlafesbanden
Dann hört' ich eine Stimme: „glaub' nicht mehr!"
Und ew'ge Wellen brausten um mich her,
Die in dem gottentseelten Grab verschwanden.

Dann von der Seele warmem Strahl umspielt,
Schmolz des Verstandes halberstarrter Born,
Und einem Manne gleich in heil'gem Zorn
Erstand das Herz und sprach: „ich hab's gefühlt."

Nein, wie ein Kind ereilt von Furcht und Bangen:
Doch hat der wirre Schrei mich weis' gemacht:
Ich weinte damals wie ein Kind in Nacht,
Das weint und fühlt sein Vater hält's umfangen

Mich wiederfindend fand ich auch die Spur
Von jener Kraft, die noch kein Mensch verstand,
Und aus dem Dunkel streckte sich die Hand,
Die Menschen reifend, schafft in der Natur.

CXXIV.

Was ich auch sagte, was ich auch gesungen,
Ob strenge tönten meiner Harfe Saiten,
Ja, schien es oft als wollte ich nur streiten
Mir widersprechend mit verschiednen Zungen;

So schwand doch nie der Hoffnung Jugendmuth;
Sie schaute nur mit trüberm Blick ins Leben;
Und Liebe spielte leicht mit Truggeweben,
Weil sie sich fühlte in der Wahrheit Hut.

Und ließ das Lied dem Gram auch freien Lauf,
Es war doch von der Liebe Geist beseelt;
Und hat das Wort durch Bitterkeit gefehlt,
Ihr Königssiegel drückte sie darauf;

Sie weilt bei mir bis jede Fessel fällt,
Und ich in dunkeln Tiefen dich erreicht,
Und die magnet'sche Kraft von dannen weicht,
Die tausend Pulse jetzt noch klopfend hält.

CXXV.

Die Liebe ist und war mir Königin,
Ihr huldigend vernehm' ich jede Stunde
Von meinem Liebling heißersehnte Kunde,
Die ihre Boten tragen zu mir hin.

Die Liebe ist und war mir Königin.
Und wird es bleiben, ob ich auch hienieden
An ihrem Hof nur weil', ich schlaf in Frieden,
Beschirmt von ihrer Diener treuem Sinn,

Und höre oft den Wächter auf der Hut,
Der wandelt leise hin von Ort zu Ort
Und allen Welten flüstert er das Wort
In tiefer Nacht, daß Alles, Alles gut.

CXXVI.

Und gut ist Alles! — mag im nächt'gen Grausen
Auch Form und Glauben auseinanderfallen;
Wohl rauschet eine tiefre Warnung Allen,
Die hören wollen, in dem Sturmessausen,

„Wahrheit, Gerechtigkeit," ertönt es laut,
Ob auch noch dreimal wieder wuthentbrannt,
Der rothe Wahnsinn an dem Seinestrand
Aus Leichen seine Barrikaden baut.

Dann wehe ihm, der eine Krone trägt,
Und wehe ihm, gehüllt in Bettlerfalten:
Sie zittern, wenn der Fels, der sie gehalten,
Der Eisesdom im Sturz zusammenschlägt,

Und hingeschmolzen braus't ein Flutengrab,
Die Veste kracht auf ihrem Gipfel jäh,
Die unbeseelte Erde flammt zur Höh,
Der große Zeitgeist sinkt in Blut hinab,

Umzingelt von der Hölle Feuerflut;
Indeß du, theurer Geist, glücksel'ger Stern
Den wüsten Aufruhr überschaust von fern
Und lächelst, denn du weißt, daß Alles gut.

CXXVII.

Die Liebe, die sich hob mit stärk'rer Schwinge
Und ungelähmt, wenn sie der Tod berührt,
An ihrer Hand den schwächern Glauben führt,
Der sieht nur den Verlauf der Erdendinge.

Wohl werden noch die künft'gen Zeitenfluten
In weiten Wirbeln auf und nieder wallen,
Und herrschende Geschlechter werden fallen —
Und dennoch, ihr Mysterien des Guten,

Ihr wilden Stunden, die ihr weiter eilt
Mit Hoffnung und mit Furcht — wenn ihr allein
Dem alten Spiele leiht der Neuheit Schein,
Wenn dies die Vollmacht ist, euch zugetheilt:

Ein nutzlos Schwert zu zieh'n und einzustecken,
Mit Lügenprunk die Menge hinzuhalten;
Den Glauben in Parteien zu zerspalten,
Die Meinung eines Wortes zu verdecken,

Tyrannenmacht in andre Bahn zu führen,
Am Pult den Denker lähmend abzunutzen,
Die alte Wüste mal'risch aufzustutzen,
Und den feudalen Thurm mit Grün zu zieren,

Verachten müßt' ich euch und euer Spiel —
Ich seh' im Einzelnen das Ganze walten,
Und wie in einem Kunstwerk sich gestalten
Zusammenwirkend zu dem einen Ziel.

CXXVIII.

O lieber Freund! Du mein verlornes Sehnen!
So fern und auch so nah in Leid und Lust!
Geliebt am meisten, wenn ich mir bewußt,
Ich darf Dich menschlich, darf Dich göttlich wähnen.

Bekannt und fremd! ein menschlich, göttlich Sein!
Lieb' Auge, liebe Hand, ich seh' euch immer!
O lieber sel'ger Freund, du stirbst mir nimmer!
Mein bist Du, mein! für alle Zeiten mein!

Seltsamer Freund! einst, noch und für und für!
Ich lieb' Dich tiefer und ergründ' Dich kaum,
Doch sieh, ich träume einen guten Traum:
Mir wird das ganze Weltall eins mit Dir.

CXXIX.

Ich hör' Dich, wenn der Donner schallt
Und in des Meeres Wellenschlag;
Du stehst vor mir im gold'nen Tag
Und in dem Abend glutumwallt.

Was bist Du denn? Ich ahn' es nicht!
Dieselbe Lieb' erfüllet mich,
Ob mir's auch scheint, ich fühlte Dich
Vertheilt in Blüt' und Sternenlicht.

Ich liebe Dich noch wie vorher,
Doch nun mit tiefrer Leidenschaft;
Ob Du ein Theil der Gotteskraft,
Mir scheint's, ich lieb' Dich mehr und mehr.

Du bist so fern, doch immer nah,
Ich hab' Dich noch und darf nicht sorgen,
Umströmt von Dir bin ich geborgen
Und sterb' ich auch, Du bleibst mir ja!

CXXX.

O ew'ger Wille! Du wirst nimmer wanken,
Wenn Alles, was da scheint, in Staub zerfallen,
Ersteh' ein geist'ger Felsen in uns Allen,
Durchströme, läutre Thaten und Gedanken,

Auf daß wir flehen dürfen aus dem Staube
Und von der Höhe überwundner Zeit
Zu ihm, der hört und wirkt in Ewigkeit —
Auf daß der Selbstbeherrschung Frucht, der Glaube

An jene Wahrheit möge uns durchglühen,
Für die es nimmer hier Beweise gibt,
Bis Seel' und Seel' mit dem, was sie geliebt
Und ihrem Urquell ineinander sprühen.



